600035072N

Digitized by Google

121.

Göttinger Professoren.

Ein Beitrag
zur
deutschen Cultur- und Literär-Geschichte
in
acht Vorträgen.

Gotha.
Friedrich Andreas Perthes.
1872.

Göttinger Professoren.

Göttinger Profeſſoren.

Ein Beitrag

zur

deutſchen Cultur- und Literärgeſchichte

in acht Vorträgen.

Gotha.
Friedrich Andreas Perthes.
1872.

24 2° 153.

Vorwort.

Die Reihe der hier in die Oeffentlichkeit tretenden Bilder aus dem ersten Jahrhundert der Georgia Augusta verdankt ihr Entstehen zunächst der Bitte eines Kirchenvorstands, welchem zum Zweck einer Sammlung für die Wiederherstellung des Chors seiner Kirche, der St. Johannis-Stadtkirche, von Lehrern der Universität diese Vorträge in freundlichster Weise zugesagt wurden. Möge der Dank für diese das alte freundliche

Verhältniß von Stadt und Universität bezeugende immer neue Bereitwilligkeit auch öffentlich hier wiederholt werden.

Die Vorträge selbst führen, indem sie der natürlichen Pietät Ausdruck geben, womit das jetztlebende Geschlecht der hohen Schule auf das frühere der Lehrer und Meister dankbar zurückblickt, das beste Stück der Geschichte der Universität uns lebendig und in der Eigenart vor das Auge, welche bewahrt zu sehen zu den großen Vorzügen deutscher Hochschulen immer gehörte und ferner gehören muß, so gewiß unser Volk von idealen Gütern lebt und nicht von Brod allein.

Es bedarf kaum noch der Andeutung, daß mit diesem Stück Göttinger Gelehrtengeschichte zugleich ein weiter Blick in die allgemeine deutsche Literaturgeschichte gethan ist. Denn es ist die

Geſchichte des Beitrags gezeichnet, welchen für das deutſche Culturleben, für die höchſte nationale Arbeit überhaupt dieſe Univerſität leiſtete, in deren Namen ſchon das edle Fürſtenhaus fortlebt, welches ſie gründete und mit Liebe und unermüdlicher Sorgfalt dem deutſchen Volke pflegte.

Göttingen, am 15. März 1872.

D. H.

Inhalt.

		Seite
1.	**Johann Lorenz von Mosheim.** Von Abt Dr. Ehrenfeuchter	1
2.	**Albrecht von Haller.** Von Ober-Medicinalrath Dr. Henle	29
3.	**Johann Matthias Gesner und Christian Gottlob Heyne.** Von Hofrath Dr. Sauppe	59
4.	**Johann Stephan Pütter und Karl Friedrich Eichhorn.** Von Staatsrath Dr. Zachariae	99
5.	**Blumenbach.** Von Hofrath Dr. Griſebach	139
6.	**Jacob Grimm.** Von Dr. Goedeke	167
7.	**Gauß.** Von Profeſſor Dr. Sartorius von Waltershauſen	205
8.	**Göttinger Hiſtoriker von Köhler bis Dahlmann.** Von Profeſſor Dr. Waitz	231

Göttinger Professoren.

Johann Lorenz von Mosheim,

Professor der Theologie und Kanzler der Universität Göttingen.

Von

D. Friedrich Ehrenfeuchter.

Es war im Jahre 1837, als Abt D. Lücke, gesegneten Andenkens, zur öffentlichen Verkündigung einer Reihe von Ehrenpromotionen zum Doctorat der Theologie einlud, die ein Bestandtheil war des ersten hundertjährigen Jubelfestes unserer Georgia Augusta, und dazu ein in trefflichem Latein geschriebenes Programm verfaßte, das eine Erzählung von dem Leben des Johann Lorenz Mosheim enthielt. In der That ein höchst angemessenes Thema für eine solche Feier. Denn nicht leicht ist die Wirksamkeit eines Mannes so sehr mit den Anfängen der Universität Göttingen verwebt, als die Mosheim's. Zwar war er weder gleich von Anfang der neuen Stiftung an thätig, noch war die Dauer seiner Arbeit in Göttingen eine lange; aber von Anfang an ward es ihm doch beschieden, von der Ferne her auf die Bildung der neuzugründenden Akademie einen bestimmenden Ein-

fluß zu üben, und was die Kürze seiner Amtsführung in Göttingen zurückließ, erstattete deren Tüchtigkeit und Bedeutsamkeit. Schon im Jahre 1734 warb der unvergeßliche Minister v. Münchhausen, dieses Muster aller Curatoren, um den Besitz Mosheim's für sein geliebtes Göttingen. Noch ist der Briefwechsel erhalten, in welchem der hochgestellte Mann mit dem Theologen zu Helmstädt wie mit einem Ebenbürtigen verhandelte und, in einer edlen Seele durch die Ablehnung des Ersehnten nicht verstimmt, demselben sein Vertrauen erhielt, ja ihn zum Theilnehmer seiner großen und kleinen Sorgen in der Durchführung seines herrlichen Werkes machte.

An Mosheim wandte er sich, wenn es die Besetzung wichtiger Stellen galt, auch solcher, die jenseits der theologischen Facultät lagen; eine Denkschrift über die Einrichtung einer Akademie hatte Mosheim schon 1735 eingereicht, in demselben Jahr den Plan zu einer gelehrten Zeitung begutachtet. Bis hinein in die Entscheidung der Frage, welchen Namen die neue Universität tragen solle, begleitete den überlegenden Minister der Rath des gelehrten Freundes; der Name Georgia Augusta, der einen so hellen Glanz verbreiten sollte, erscheint als der gemeinsame Fund beider Männer. Ein immerwährendes Denkmal stiftete sich Mosheim dadurch, daß er auf Münchhausen's Ersuchen einen Entwurf von Statuten für die theologische Facultät vorlegte, der auch wirklich in den

noch jetzt geltenden fortlebt. Welche Freude für Münchhausen, als es ihm endlich gelang, alle Schwierigkeiten zu überwinden, die den berühmten Theologen noch entfernt hielten, und ihn nach Göttingen herüber zu ziehn. Zwar, wie schon angedeutet, nur für eine verhältnißmäßig kurze Zeit; nur acht Jahre waren dem bewährten Meister an der neuen Universität vergönnt, da ereilte ihn der Tod; aber er war doch unser und hat einen unvergänglichen Zug in die Physiognomie Göttingens eingegraben.

Aber wer war er denn nun eigentlich dieser Mann? Woher kommt er? Was ist der Weg seines Lebens gewesen, der ihn zuletzt uns zugeführt hat?

Johann Lorenz von Mosheim wurde den 9. October 1694 — andere Nachrichten führen auf 1693 — zu Lübeck geboren. Seine Eltern gehörten den höhern Ständen an, der Vater war ein Edelmann, der, nachdem er sich vielfach in Kriegs- und andern Welthändeln versucht hatte, zuletzt sich wie in ein friedliches Asyl nach Lübeck begab; die Mutter stammte ähnlich aus edlem Geschlechte. Man sieht, Mosheim hatte alles Recht auf die Ehre eines adligen Herrn und Ritters, jedoch unterdrückte er später solche und ähnliche Namen auf den Titeln seiner Bücher; durfte er sich doch sagen, daß er solcher Auszeichnungen nicht bedürfe, um den ihm gebührenden Rang einzunehmen. Indessen ohne Einfluß auf seine ganze Persönlichkeit, auch auf seine schriftstellerische

Art und Weise blieb die Stellung doch nicht, die er im socialen Leben einnahm. Eine gewisse Vornehmheit im besseren Sinn des Wortes, eine edle Liberalität, die das Kleinliche und Niedrige fernhielt, ein lebendiges Gefühl von Würde spricht sich bei ihm aus.

Schon im zarten Kindesalter zeigte Mosheim die stärkste Lernbegierde; er erscheint durchaus als ein frühreifes Talent; sein Körper dagegen war zart und schwächlich, und man mochte ihm daher kaum eine längere Lebensdauer voraussagen. Aber es kam doch anders. Der zarte Körper erstarkte dergestalt, daß er alle Anstrengungen des arbeitsamen Geistes aushielt. Mosheim verschlang die dargebotene geistige Nahrung, wie sie die Gymnasien der damaligen Zeit geben konnten, in denen die Schriftsteller der Alten den Mittelpunkt, ja fast den ganzen Stoff des Unterrichtes ausmachten. Uebrigens zog der junge Mosheim auch von der Erziehungsweise eines Cavaliers Gewinn, er lernte Französisch, Englisch, Italienisch. Schon damals bewegte er allerlei literarische Plane in seinem Geiste, halb als ein Spiel der Phantasie, halb in wirklichem Ernst. Merkwürdig bleibt das Vorhaben, ein Buch zu schreiben, das den Titel führen sollte: „Die Bibliothek des Vulcan", es sollte einen raisonnirenden Katalog geben von all' den Büchern, die das Schicksal hatten, von Obrigkeitswegen verbrannt zu werden. Man belächelt diesen Gedanken, aber er ist im Grunde derselbe, der in gewissem Sinne auch schon in Gott-

fried Arnold's Unparteiischer Kirchen- und Ketzerhistorie waltete.

Indessen hatten ihn diese Studien, verbunden mit den Gymnasialarbeiten, so sehr angestrengt, daß er das Bedürfnis empfand, sich am Schlusse der Schulzeit an einen stillen Ort zurückzuziehen, um daselbst die empfangenen Eindrücke zu verarbeiten und zugleich seinen Geist zu stärken für die neue und größere Anstrengung, die seiner auf der Universität wartete.

Er hatte sich Kiel als die Stätte seiner akademischen Vorbereitung erkoren, wohin er im Jahre 1716 abging. Mit dem größesten Eifer, ja mit fast stürmischem Vordringen ergriff er die Gegenstände der neuen Welt, die ihn empfieng. Mit dem theologischen Studium verband er das der Philologie, das sich bei ihm, gleichwie bei Vielen seiner Zeit, zu einer encyklopädischen Bildung erweiterte. Mosheim fand Lehrer, die ihm mit dem liebevollsten Wohlwollen entgegenkamen; freilich nicht gerade hervorstechend an Originalität, pflanzten sie doch emsig und verständig die Ueberlieferung fort. Einer unter ihnen ist hier namentlich auszuzeichnen, Zum Felde, der den jungen lernfreudigen Studenten mit solcher Liebe umschloß, daß er ihn in das eigene Haus aufnahm, ihm jegliches Hülfsmittel des Studiums freundlich bereit stellte und ihn stets mit Rath und That unterstützte. Das war ein Verhältnis nicht etwa eines Schülers zum Lehrer, sondern eines Jüngers zum Meister. Es erscheint

nur natürlich, daß dieſer Studioſus ſpäter der Schwiegerſohn eines ſolchen Lehrers ward. Auch das iſt nicht zu verwundern, daß unter den geſchilderten Umſtänden die leicht erregte Productionskraft Mosheim's alſobald erwachte. Iſt es überhaupt das Zeichen eines rechten akademiſchen Studiums, daß Empfangen und Schaffen immer in einander übergehen, eines das andere reizt und weckt, ſo hat Mosheim dieſen Charakter einer lebendigen Univerſitätszeit auf's ſchönſte an ſich dargeſtellt. Schon dieſe Periode bietet uns daher nicht wenige ſchriftſtelleriſche Productionen aus Mosheim's Feder. Wir heben hier vor allen eine Arbeit hervor, die, weit abliegend von ſtreng wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen, zunächſt nur des Verfaſſers Vorliebe zu der vaterländiſchen Literatur und ihrer Pflege verräth; das war die kleine pſeudonyme Schrift: „Zufällige Gedanken von einigen Vorurtheilen in der Poeſie, beſonders der deutſchen, von Selintes; 1716." Im folgenden Jahre, dem Jubiläumsjahr der Reformation, ſchrieb er zur Feier des feſtlichen Octobertages eine Abhandlung über Matth. 5, 13, mit polemiſcher Zuſpitzung wider die Gegenſeite, die, wie er meinte, des von Chriſtus erforderten Salzes entbehre. Es folgen Studien kirchenhiſtoriſchen Inhalts für die damals erſcheinende Bremer Bibliothek; die erſte derſelben berichtet von der Secte der Nicolaiten und deren Gegnern, eine zweite handelt von der Sage, daß Johannes in glühendes Oel geworfen worden,

eine dritte verbreitet sich über den Zeitpunkt der Vertheidigungsschrift des Athenagoras für die Christen, eine vierte, die selbständig zu Leyden 1720 an's Licht trat, über das wahre Alter von Tertullian's Apologeticus mit Rücksicht auf den Beginn der Christenverfolgung unter dem Kaiser Severus. Hierzu kamen Schriften, die er selber in apologetischem Interesse gegen den schwärmerischen Toland richtete, der die ganze Scala vom enthusiastischen Pantheismus bis zum frivolsten Deismus herunterglitt, Schriften, die nicht sowohl von philosophischen Principien, als von historischer Kritik aus die phantastischen Luftgebilde des wunderlichen Irländers zu verscheuchen wußten. In diese Reihe gehören auch noch die Abhandlungen über das alte und neue Evangelium des Barnabas, ferner die über den Unterschied der Ebioniten und Nazaräer und endlich die Geschichte der letztern, welche drei Abhandlungen er 1720 vermehrt in Einem Bande unter dem Titel: „Rechtfertigung der alten Lehre der Christen gegen den Nazarener des Toland" zu allgemeinem Beifall herausgab.

Es würde zu weit führen, ist auch nicht nothwendig, um das Eigenthümliche Mosheim's genauer zu bezeichnen, die ferneren Schriften zu nennen, die der junge Mann im raschen Aufstreben seinem Forschen und Arbeiten abgewann. Unvermerkt war er aus dem Lernenden zum Lehrenden geworden und hatte die Proben seiner Reife vor der ganzen literarischen Welt

abgelegt. Es kann daher nicht überraschen, daß an sehr verschiedenen Seiten der Gedanke erwachte, Mosheim in ein bestimmtes Dienstverhältnis zu ziehen, wo er seine reichen Gaben zum Nutzen, sei es der Kirche, sei es der Schule, fruchtbar machen könne. Man versuchte, ihn nach Schleswig in ein geistliches Amt zu berufen, aber auch in Kiel wollte man ihn durch das Angebot einer außerordentlichen Professur der Theologie festhalten, ja im Blicke auf seine edle Geburt, sein im guten Sinn des Wortes weltmännisches Wesen, kam man von anderer Seite her auf den Gedanken, ihn als Gesandtschaftsprediger nach Wien zu senden. Das letzte Project stand auf dem Puncte, sich zu verwirklichen, als eine plötzliche heftige Erkrankung Mosheim's zuerst es hinausschob, dann aber gänzlich aufhob. Und wie so oft, so war auch hier das Unglück gleichsam nur die Anweisung auf ein nahes Glück, ja das höchste Glück durfte Mosheim erfahren, wenn es ein solches ist, daß der Mensch dem innersten Drang seines Gemüthes und Geistes in einem pflichtmäßig geordnetem Stand und Beruf genügen darf.

Den Wiedergenesenen traf die Anfrage, ob er eine ordentliche Professur der Theologie an der Universität Helmstädt annehmen wolle. Auf der Stelle war er bereit. Hier war der vorbestimmte Ort für Mosheim's Gabe und Thätigkeit. Man muß sich erinnern, wie diese Universität aus dem großherzigen Ent-

ſchluſſe des Herzogs Julius von Braunſchweig-Wolfenbüttel hervorgegangen war. Bekanntlich gehört Julius zu den hervorragendſten Fürſten im Jahrhundert der Reformation. An vordringender Thatkraft einem Philipp von Heſſen, an überlegender Bedachtſamkeit einem Johann Friedrich von Sachſen ähnlich, erfaßte er die durch die Reformation geſchaffene Lage in Kirche und Staat in der großſinnigſten Weiſe, vor allem beſtrebt, die Kräfte zuſammenzuhalten, das Getrennte zu einigen. Es blieb ihm ein ernſtes Anliegen, edle Studien zu verbreiten, denn hierin erblickte er eines der nothwendigſten Mittel, den neuen Geiſt echter Freiheit zu unterhalten. Mit der ganzen Hingebung ſeiner Seele hatte er ſich dem Concordienwerke gewidmet, das den geſtörten Frieden der Luther'ſchen Kirche wiedergeben ſollte. Aber man weiß, wie Julius, in welchem ſich der Kirchen- und Staatsmann durchdrang, ſich von dieſem Werke auch wieder abwandte, als es ſich mehr in den Formen der Schule zu verengen ſchien, als in die Weite einer größeren geſchichtlichen Entwicklung hinanzuſtreben. In ſeiner Liebe zur Wiſſenſchaft und eingedenk deſſen, was ein Wittenberg für den Umſchwung der Zeiten geleiſtet, gründete er zu Helmſtädt die bald weithin berühmt gewordene Univerſität Julia Carolina. Der ebenſo entſchieden geſinnte als mild geſtimmte David Chyträus entwarf die Statuten ihrer theologiſchen Facultät, ſeinem Charakter gemäß im Geiſte ſowohl feſter Recht-

gläubigkeit, als milder Friedensliebe. Es war des Fürsten Wille, daß die Theologie, wie überhaupt alle andern Facultätswissenschaften, immer mit der Pflege eines echten Humanismus verbunden bleiben sollten. Unabsichtlich bildete sich in Helmstädt eine neue Heimath der in Wittenberg etwas zurückgedrängten Melanchthon'schen Richtung. Hier hatte im Beginn des siebzehnten Jahrhunderts Georg Calixt gewirkt und die ursprüngliche Richtung der Facultät bestärkt und verjüngt. Wie kaum ein anderer seiner Zeit von dem Streben nach Frieden geleitet, hatte er seine Blicke in die früheren Jahrhunderte der Geschichte der Kirche geworfen, wo noch ungebrochene Einheit ihr Wesen bezeichnete. Den humanistischen Intentionen Melanchthon's gehorchend, hatte er den Zusammenhang der ganzen kirchlichen Entwicklung verfolgt, um die Reformation als das legitime Glied in derselben und als echten Fortleiter des wahren kirchlichen Geistes aufzuweisen. Mit dieser Tendenz schien die ganze polyhistorische und encyklopädische Richtung der andern Facultäten in Helmstädt in einem stillen Einverständnisse zu stehen. In diese Spuren trat jetzt Mosheim ein.

In Helmstädt verlebte Mosheim die längste Zeit einer zusammenhängenden Wirksamkeit; durch vierundzwanzig Jahre hin erfüllte er hier Katheder und Kanzel mit seinem lehrenden Wort. Dazu kam eine reiche schriftstellerische Thätigkeit, kraft deren er weit über

ſeinen nächſten Bezirk hinausgriff und die Hochſchule, die ihn den Ihrigen nannte, verherrlichte. Und die fürſtlichen Erhalter derſelben wußten auch, was ſie an ihm hatten; eine Gunſtbezeugung nach der andern ward ihm zu Theil; unter andern erhielt er in raſcher Folge die Abteien zu Marienthal und Michaelſtein; auch das gewöhnliche Maß der Beſoldung ward bei ihm weit überſchritten. Nicht minder wußte er ſich mit den Banden innigſter Dankbarkeit an die Univerſität geknüpft; alle noch ſo ehrenvolle und lockende Berufungen, bald als Generalſuperintendent nach Schleswig, bald an die Spitze der Danziger Geiſtlichkeit, bald als Profeſſor nach Leipzig, ſowie nach Wittenberg ſchlug er aus. Dennoch hielt der regierende Fürſt es für nöthig, ſich von Mosheim noch einen beſondern Revers ausſtellen zu laſſen, worin ſich dieſer zum Bleiben in Helmſtädt verpflichtete. Indeſſen mehr als Gunſt oder Vertrag wirkte die Eigenthümlichkeit ſeiner Lehrſtelle ſelbſt, daß er feſthielt. Die Erinnerung an die großen Männer, welche ſie zierten, die Erkenntnis der Aufgabe, welche gerade dieſe Univerſität zu löſen hatte, ſie wirkten vor allem auf Mosheim, daß er ſeine ganze Kraft und Liebe ſeinem dortigen Amte widmete. Man kann ſagen, beide, Helmſtädt und Mosheim, waren ganz für einander geſchaffen. Es kommt dazu, daß die damalige Theologie ſich in einer Lage befand, die für den eigenthümlich gearteten Geiſt Mosheim's den beſten Raum zu deſſen Ent-

faltung bot. Die Orthodoxie, wie sie im siebzehnten Jahrhundert geherrscht hatte, war vielfach brüchig und matt geworden; neue Elemente hatten sich geltend gemacht, waren jedoch zum Theil auch schon wieder im Niedergang begriffen; die höhern Kreise der Gesellschaft fühlten sich nicht wenig von jenem Deismus berührt, der, in England aufgekommen, über Frankreich nach Deutschland drang; es ist jener Deismus, dem im Angesichte der erweiterten Welt, im Blicke auf die politischen Fragen, die sich inzwischen erhoben hatten, Religion und Kirche erst an zweiter und dritter Stelle standen und selbst, um diese Stelle einnehmen zu können, noch von ihrem tiefsten, wesentlichen Gehalte sich das unvergleichlich Beste mußten entziehen lassen. Die mittleren Schichten der Gesellschaft hingen dagegen meist noch dem Pietismus an, der zwar jenen Deismus in religiöser Beziehung überwunden hatte, sich selbst aber keineswegs geeignet erwies, die Probleme, an deren Aufklärung der Deismus seine Arbeit gesetzt hatte, von seiner Seite aus zu erledigen. Helfen konnte hier nur eine gründliche und unbefangene historische Forschung und Erkenntnis. Schon hatte sich diese in Helmstädt eine feste und sichere Stätte bereitet; Helmstädts Ruhm verbreiteten unter und vor andern jene Männer, die an polyhistorischer Gelehrsamkeit hervorragten, wie Conring u. A. Wer nun war geschickter, hier sich anzuschließen, als Mosheim? Denn eben darin liegt seine Bedeutung,

daß er die geſchichtliche Gelehrſamkeit auf ſein beſonderes theologiſches Fach anwandte, wobei er vornehmlich alle jene Beziehungen und Uebergänge, welche die Theologie mit andern Lebensgebieten verbinden, ſorgfältig beachtete. Was aber am wenigſten bei den hiſtoriſchen Studien Mosheim's vergeſſen werden darf, das iſt das ethiſche Moment der Friedensliebe, in deren Dienſt ſeine wiſſenſchaftlichen Arbeiten ſtanden. Schon ſeine Helmſtädter Antrittsſchriften bekunden dieſen ireniſchen Standpunkt. Die erſte derſelben iſt eine moraliſche Abhandlung über Ev. Matth. 5, 8 von der Seligkeit Derer, die reines Herzens ſind; die zweite enthält ſeine überaus bedeutungsvolle Antrittsrede, deren Thema lautet: „Chriſtus als der einzige Gegenſtand für die Nachahmung des Theologen". Bei ſolchem parteiloſen und friedfertigen Sinne, wie er ſich in allen dieſen Schriften ausſprach, iſt es nun gar eigenthümlich, daß gerade unſerm Mosheim die Profeſſur der Polemik an der theologiſchen Facultät übertragen war. Freilich, im Grunde muß man ſagen: nur deſto beſſer! Man kann ſich denken, welch' andere Geſtalt dieſe Disciplin unter ſeiner Hand angenommen, als die ihr die Theologen der früheren Zeit gegeben hatten. Ihm war Polemik wirklich dazu da, wozu aller Streit überhaupt dienen ſoll, nämlich um Frieden zu gewinnen; dieſes Ziel ſuchte Mosheim eben durch die hiſtoriſche Methode zu erreichen, die er anwandte, indem er die Urſprünge der Meinungen, die Eigenthüm-

lichkeit der Männer, die sie vertraten, die besondern Einflüsse der Zeitlage, unter denen sie ausgesprochen wurden, genau untersuchte. Ein Beispiel seiner Behandlungsweise liegt in seiner Bearbeitung der Schrift des Engländers Hales über die Geschichte der Dortrechter Synode vor, der er ein Bedenken über den Schaden beifügte, den die Autorität dieser Synode für den kirchlichen Frieden herbeigeführt — eine Wahrheit, die er an sich selbst erproben mußte, indem ihm diese Abhandlung die heftigsten Anfeindungen, namentlich von reformirter Seite, erweckte.

Mosheim's Bedeutung machte sich in Helmstädt bald fühlbar. Er ragte hervor theils durch die Fülle des Stoffes, die er in seinen Vorlesungen gab, theils durch die Art, wie er sie gab. Außer seiner nächsten ihm speciell übertragenen Disciplin hielt er Vorlesungen, die allmählich fast das ganze Gebiet der Theologie umfaßten; in allen zeichnete ihn der Fluß wie die Anmuth seiner Rede aus; abweichend von dem Herkommen, bediente er sich hierbei auch der Muttersprache. Was aber vor allem seinen Namen berühmt machte, das war die Behandlung der Kirchengeschichte. Zuerst gab er im Jahre 1726 Institutionen der Kirchengeschichte des Neuen Testamentes heraus, die freilich nicht ganz vollendet wurden; im Jahre 1737 erschien eine zweite Auflage des eben genannten Werkes, die jedoch nur die ältere Kirchengeschichte enthielt. 1741 kam das Lehrbuch der neuen

Kirchengeſchichte heraus; eine ausgeführtere Darſtellung begann er im Jahre 1739, worin er zunächſt das erſte Jahrhundert der Kirche auf das eingehendſte behandelte. Hiermit ſtehen Werke verwandten Inhalts in Beziehung: die lateiniſche Ueberſetzung des Intellectualſyſtems des Weltalls von Cudworth, die er mit ausführlichen Anmerkungen und Excurſen verſah, 1732; ſeine Kirchengeſchichte der Tartaren, Helmſtädt 1741, ſowie die deutſche Ueberſetzung von Origenes' acht Büchern von der Wahrheit der chriſtlichen Religion wider den Weltweiſen Celſus, Helmſtädt 1745, zu der er gleichfalls zahlreiche erklärende Anmerkungen fügte.

Mosheim bezeichnet in der Behandlung der Kirchengeſchichte einen neuen Abſchnitt. Es ſind vier Punkte, in denen er, verglichen mit den bisherigen Geſchichtsſchreibern der Kirche, eine Wendung zum Beſſern macht. Einmal in der Form der Erzählung; löſt er ſich auch von der Weiſe eines Lehrbuches noch nicht ab, indem er beſtimmte Paragraphen ſich einander folgen läßt, deren Inhalt er dann in hinzugefügter Erläuterung genauer ausführt, ſo hat er doch ſelbſt in dieſe Weiſe eine gewiſſe ſchriftſtelleriſche Würde gelegt. Die Fortſchritte der Geſchichtsſchreibung, wie ſie damals bereits das Ausland, namentlich England, bot, haben durch ihn auch in Deutſchland Eingang gewonnen. Hiermit hängt die zweite Eigenthümlichkeit auf's innigſte zuſammen, ſie iſt der weitere

Gesichtskreis, von dem aus unser Autor die kirchlichen Dinge faßt. Man kann sagen, es sei ein Weltstandpunkt, den der Verfasser in Betrachtung und Darstellung seines Stoffes einnimmt. Immer im Zusammenhang mit den allgemeinen Culturbedingungen und dem Gesammtleben der Menschheit, schildert er die Begebenheiten und Ereignisse im Kreise der Kirche. Als drittes Moment ist die Kritik zu betonen, die, wie sie freilich an sich schon von aller echten Historie nicht zu trennen ist, doch erst in Mosheim wieder einen entschiedenen und bestimmt ausgesprochenen Vertreter innerhalb der Kirchengeschichtsschreibung seit Calixt erhält. Wohl hatte man schon früher Kritik getrieben, aber es war, daß ich so sage, mehr eine materielle Kritik, es war der polemische Zug der Dogmatik, der auch in die Kirchengeschichte hineinwirkte, das Unevangelische richtend, das in die Bildungen der alten und noch mehr der mittelalterlichen Kirche eingedrungen war. Jetzt aber machte sich auch die formale Kritik geltend, die Kritik an der Ueberlieferung der Berichte, wie man sie in der Philologie längst schon kannte und übte. Doch, wie man es von dem vorsichtigen Mann nicht anders erwarten kann, gar gemäßigt tritt sie auf, diese neu anerkannte Kritik. Das vierte und in vieler Beziehung wichtigste Moment endlich, das Mosheim einführte, ist der Versuch einer Theilung der Geschichte in Epochen. Die ältere Geschichtsschreibung bediente sich einer solchen Theilung

wenig oder nicht. Und freilich, im Grunde genommen unterbricht solch' eine Theilung den zusammenhängenden Lauf der Darstellung, bringt einen aus wissenschaftlicher Reflexion entsprungenen Gedanken, gleichsam das bereits gewonnene Ergebnis der Gesammtdarstellung vorgriffsweise mitten in die Darstellung der einzelnen Thatsachen und scheint den durch den Kanon der Zeit einfach bedingten Gang der Erzählung zu stören. Aber es sind eben die Bedürfnisse des Geistes und der Erkenntnis, die auch schon bei der bloßen Erzählung der Thatsachen befriedigt sein wollen, und gewiß, mehr als die Geschichte eines jeden andern Gebietes, fordert das der Kirche, die von einem so klar bestimmten Ausgangspunkt entspringt und ebenso einem bestimmten Endpunkt entgegengeht, den Versuch einer Gliederung heraus. Wohl hatte der Pietismus zum Theil eine Anschauung von der Kirche nach ihrem organischen Ablauf bis zur Vollendung gehabt, aber, wie er zu thun pflegte, mehr in einem erbaulichen Interesse, während es zugleich galt, auch die wissenschaftliche Ansicht der Sache hervorzuheben. Mosheim nimmt vier Perioden an; die erste bis auf Constantin den Großen, die zweite bis auf Karl den Großen, die dritte bis zur Reformation, die vierte bis auf die Gegenwart; auffallen muß, daß er die lange Strecke des Mittelalters nicht — etwa durch den Namen Gregor's VII. — theilte. Uebrigens greift auch Mosheim nicht selten in die Weise seiner Vorgänger zurück, in-

dem er sich an die einfache Folge der Jahrhunderte hält, ohne auf den besondern Gedanken zu achten, der sie bald verbindet, bald scheidet. Aber auch darin begründet Mosheim einen Fortschritt in der Kirchenhistorie, daß er gewisse Gebiete in seine Schilderung hineinzieht, die man sonst ziemlich unbeachtet zu lassen gewohnt war. Ein treffendes Beispiel ist da sofort seine Kirchengeschichte der Tartaren. Schon der Versuch, ein solches Werk zu schreiben, bewährt die Umsicht und Einsicht des Verfassers und den weiten Kennerblick, der ihn auszeichnet. Denn das ist in der That ein wichtiges Stück Kirchengeschichte, das Mosheim hier behandelt, und keine bloße Curiosität. War es doch einen Augenblick zweifelhaft, ob nicht der mächtige Beherrscher der ungeheuren Tartarenschaaren, den Einwirkungen der Missionare gehorsam, sich zum christlichen Glauben entschlösse, und wer gemerkt nicht, welch' ungeheure Folgen ein solches Ereignis für die ganze Entwickelung der Geschichte, Kirchen- und Weltgeschichte, hätte haben müssen? Möge denn auch gleich hier an ein später erschienenes, ähnliches Werk Mosheim's erinnert werden, an seine Kirchengeschichte China's. —

Eine zweite Thätigkeit, die sich für Mosheim in Helmstädt eröffnete und seinem Namen vielfachen Ruhm in den weitesten Kreisen eintrug, war die des Predigtberufs. Er predigte öfters in der Universitätskirche zu Helmstädt, dann und wann in den

fürſtlichen Schloßcapellen. Auch hier begreift ſich die Art ſeiner Predigt vornehmlich aus dem Verhältnis zu der eben ablaufenden Periode des Pietismus. In der Geſchichte der Predigt kann man überhaupt einen ſich faſt geſetzmäßig wiederholenden Wechſel einer einfachen, ſchlichten und einer redneriſch-künſtleriſchen Behandlung beobachten. Es braucht kaum geſagt zu werden, daß der Pietismus die erſtgenannte Weiſe vorzog. Hatte doch Joachim Lange, kurz ehe Mosheim nach Helmſtädt kam, eine Homiletik geſchrieben, die ſchon auf dem Titel den ausdrücklichen Zuſatz trug „gereinigt von den Eitelkeiten der Rhetorik". Da war es denn nur ein natürlicher Rückſchlag, wenn in Mosheim ſich der Vertreter der andern Weiſe einſtellte. Jetzt trugen alle ſeine früheren Bemühungen um Ausbildung der deutſchen Sprache, ſeine eigenen Verſuche in Poeſie und Proſa erwünſchte Frucht. Bereits zu ſeiner Zeit pflegte man zu ſagen, die Art des berühmten engliſchen Predigers Tillotſon habe ihm als Muſter vorgeſchwebt; er ſelbſt freilich beſtritt dies auf's lebhafteſte. Aber wenn wir auch zugeben, daß es die ganze Richtung ſeines Gemüthes und Geiſtes war, die ſeinen Predigten Klarheit und Durchſichtigkeit, Wärme und Anmuth verlieh, ſo war Mosheim doch zu ſehr mit den Fortſchritten der Kunſt und Cultur in allen bedeutenden Theilen Europa's bekannt, als daß wir nicht — vielleicht ihm ſelbſt unbewußt — eine gewiſſe Rückwirkung davon auf ihn annehmen ſollten.

Im Ganzen hat Mosheim durch seine Predigten sich fast mehr in der Geschichte der deutschen Sprache und Literatur, als in der der öffentlichen Erbauung ein bleibendes Denkmal gesetzt. — An diesem Orte kann auch seiner Bemühungen um die Disciplin der christlichen Sittenlehre gedacht werden; er faßt dieselbe durchaus als biblische Moral auf mit entschiedener Anlehnung an die dogmatischen Bestimmungen über die Heilsordnung. Sie ist ein gar umfangreiches Werk, diese Sittenlehre; bei der ungemeinen Ausführlichkeit, der Mosheim sich hier überließ, kann es nicht überraschen, wenn es ihm nicht vergönnt war, das Werk zu beendigen. Fünf dicke Quartbände hat er selbst ausgearbeitet, worin übrigens nur die Lehren von der Buße, vom Gewissen und Gesetz, dann die Pflichten gegen Gott abgehandelt sind. Den Rest enthalten die drei folgenden Quartbände, die sein überlebender College und Freund Peter Miller hinzufügte. Man kann nicht behaupten, daß die Moral als Wissenschaft durch das Werk sehr gefördert sei, wiewohl es ein angenehm lesbares Buch ist, das manche treffliche Bemerkung bietet; ein milder, religiöser Sinn durchwaltet das Ganze. Jedenfalls ist zu bedauern, daß der erste Verfasser nicht bis zu dem Punkte gelangte, wo die Weltverhältnisse im Lichte biblischer Moral zu schildern waren; hier hätte seine Welterfahrung und Weltbildung ihm trefflich zu Statten kommen können.

Es war durchaus zu erwarten, daß Mosheim,

von allen Seiten hochgeehrt und in weithinreichendem Einfluß, sein ganzes Leben im Dienst der Universität Helmstädt zubringen würde. Aber es sollte dennoch anders werden. Wir haben gleich zu Anfang unseres Vortrags gesehn, wie entschieden Münchhausen's Bestreben darauf gerichtet war, den berühmten Mann für das neu erstehende Göttingen zu gewinnen. Lange widerstrebte Mosheim allen noch so einladenden Anträgen, er glaubte das Seine gethan zu haben, wenn er den Aufforderungen Münchhausen's, ihm seinen Rath über Sachen und Personen für die neue Anstalt zu ertheilen, in vollstem Maße entspräche. Interessant ist der Briefwechsel zwischen beiden Männern über die Angelegenheit, den Rößler in seinem Buch „Die Gründung der Universität Göttingen" hat abdrucken lassen (S. 163 ff., bes. S. 174). Und zuletzt wäre es auch Mosheim's Wunsch gewesen, dem ehrenvollen Rufe zu folgen — wie denn die Veränderungen in der Stellung eines Professors oft von den besten Folgen sind für die Erfrischung und gleichsam Verjüngung seiner ganzen Kraft und vor solchen Motiven für den Wechsel des Ortes so manches schiefe Urtheil über Versetzungsfälle von Lehrern verstummen muß —, konnte er es denn, da ihn jenes Gelöbnis, dessen wir erwähnten, an seinen Fürsten wie an Helmstädt band? Aber eben dieses stärkste Hindernis sah er bald beseitigt; auf das Ersuchen, den gelehrten und würdigen Diener dieses seines Ge-

löbniſſes zu entbinden, ging der Herzog ſchweren Herzens, aber er ging doch endlich darauf ein.

So erſchien Mosheim im Jahre 1747 zu Göttingen, bekleidet mit der ausgezeichneten Würde eines Kanzlers der Univerſität. Sie ſollte ihm einen Erſatz bieten für die vielen Vortheile ſeiner bisherigen Stellung, die er zurückgelaſſen; aber an ſich ſelbſt mehr eine ehrende Würde als ein eigentliches Pflichten und Rechte in ſich ſchließendes Amt, ſollte ſie ihm zunächſt nur Bitterkeiten eintragen. Man mißgönnte ihm die neue Ehre, man fürchtete für die Freiheit und Unabhängigkeit der Collegen. Es gehörte die ganze, auf ſeinen wirklichen Werth geſtützte Beſcheidenheit, es gehörte ſeine feine Klugheit dazu, ſowie Münchhauſen's milde Feſtigkeit, um die entſtandenen Schwierigkeiten zu ebnen und die Stellung des Berufenen zu ſichern. Es klingt wohl etwas von dieſen Erfahrungen in Mosheim's Antrittsprogramm nach, das vom Haß der Theologen handelt. Er zeigt darin, wie der theologiſche Haß keine beſondere Species des Haſſes ſei, ſondern im Grunde ebenſo geartet, wie der Haß in allen andern Ständen und Menſchen. — Im Weſentlichen war natürlich Inhalt und Zweck von Mosheim's Thätigkeit derſelbe in Göttingen wie in Helmſtädt, nur daß dort die Predigtthätigkeit wegfiel. Seine Vorleſungen erndteten auch vor dem neuen Auditorium den höchſten Beifall und wurden ungemein zahlreich beſucht und zwar nicht

blos von Studirenden der Theologie, auch Angehörige der andern Facultäten stellten sich ein, nur um sich an der Anmuth der klar und leicht fließenden Rede zu erfreuen. Es war nur ein neuer Gegenstand, den Mosheim in die Reihe seiner bisherigen Vorlesungen aufnahm; er betraf das protestantische Kirchenrecht, welches Collegium nach seinem Tode von seinem Schwiegersohn Windheim, der auch seine andern Vorlesungen dem Druck übergab, veröffentlicht wurde. Auch hier schließt Mosheim sich an die Bewegungen, die der Pietismus herbeigeführt hatte, er knüpft an die berühmt gewordenen akademischen Reden Pfaff's von Tübingen an, welche die Lehre vom sogenannten Collegialsystem emporbrachten, wendet aber, wie auch sonst, die pietistischen Anfänge zu allgemeineren Weltverhältnissen zurück, wie es denn für das fragliche Werk von Bedeutung ist, daß ihm außer Pfaff besonders auch Pufendorf Anregung gab. Als das Hauptwerk seiner Göttinger Periode gilt mit Recht die berühmte Schrift: „Geschichte der christlichen Kirche vor Constantin dem Großen". Noch heutzutage behält sie ihren Werth. Sie ist so eingerichtet, daß dem jedesmaligen Paragraphen, der eine gedrängte Darstellung des zu erzählenden Momentes giebt, eine längere Ausführung folgt, in welcher die historische und literarische Kritik hervortritt. Eine Haupttendenz des Buches geht dahin, sorgfältiger, als es bis dahin geschehen, Ursprung und Beschaffenheit der Häresien

darzulegen, die er gewöhnlich auf Einwirkungen griechischer Philosophie zurückführt. Außerdem ist als ein bedeutendes Denkmal seines Göttinger Wirkens eine neue Ausführung der Kirchengeschichte zu verzeichnen, wenn auch keine neue Eigenthümlichkeit in Auffassung und Schreibart darin sich kundgiebt.

Aber nur kurz sollte die ihm in Göttingen bemessene Thätigkeit dauern. Bereits nach acht Jahren schied Mosheim aus dem Leben, 61 Jahre alt. Länger zwar, als man glauben konnte, widerstand sein an sich schwächlicher Körper den Folgen seiner Anstrengungen. Streng eingehaltene Mäßigkeit hatte ihn so lang bewahrt. Aber nun ergriff ihn auf einmal eine heftige Krankheit, der er nach wenigen Tagen am 9. September 1755 erlag. Doch auch die verhältnismäßig so kurze Zeit seiner persönlichen Gegenwart und Wirksamkeit war für Göttingen entscheidend. Sie bestätigte und verstärkte die Richtung, die seine Rathschläge schon zuvor der Universität, insbesondere ihrer theologischen Facultät, gegeben hatten. Durch ihn besonders ist es geschehen, daß Göttingen in die Fußstapfen Helmstädt's trat und schon vor Auflösung dieser Universität sich als ihre Nachfolgerin, als Trägerin ihrer Tendenzen, den gesteigerten Ansprüchen der fortschreitenden Welt und Wissenschaft gemäß, sich zu erfassen vermochte.

Mosheim ist kein großer Theologe in dem Sinne, daß von ihm an eine neue Epoche theologischer An-

ſchauung ſich datirte. Aber ſein Name iſt unvergeßlich, weil er, wenn nicht der Schöpfer, ſo doch der Neubeleber einer der wichtigſten Disciplinen der Theologie, der Kirchengeſchichte, iſt. Beides hat er ſie gelehrt, beredt zu erzählen und eine maßvolle Kritik zu üben, eine Kritik, die es auch über ſich vermag, einzugeſtehen, wo ſie es nicht zu ſicheren Entſcheidungen, zu gewiſſen Ergebniſſen bringt. Maßhalten auf Grund ernſter Forſchung und ſolider Gelehrſamkeit war die Loſung, der Mosheim ſtets folgte. Es iſt das nicht Alles, deſſen die Theologie bedarf, aber es iſt ein überaus bedeutendes, ein unentbehrliches Element. Sinn für Geſchichte, Geſchichtlichkeit, als intellectuelle und ſittliche Tugend gegenüber der Trägheit wie der Phantaſterei: das iſt das Vermächtnis, das Mosheim der Georgia Auguſta hinterlaſſen hat. Möge nie eine Zeit kommen, in der, etwa gar durch die Schuld ſeiner Nachfolger, dieſes Erbe verſchleudert, dieſe Signatur verwiſcht würde!

Albrecht von Haller.

Von

Henle.

Es war mir eine willkommene Mission, zu dem edlen Zweck, dem diese Reihe von Vorträgen gewidmet ist, den Mann zu feiern, den ich auf der Schwelle meiner medicinischen Studien als den Großen preisen gelernt habe. „Der Große" hieß Haller, wie wir von seinem Biographen Zimmermann erfahren, in seiner damals noch sehr unwissenschaftlichen Vaterstadt, zur Unterscheidung von seinen, mit einer minder ansehnlichen Statur begabten Verwandten. Die Fachgenossen ertheilten ihm später den ehrenden Beinamen wegen der Herrschaft, die er während zweier Menschenalter auf die Gestaltung unserer Wissenschaft ausübte.

Ich betrachte es als meine Aufgabe, zuerst die äußern Lebensverhältnisse zu schildern, die den Gelehrten zu einer solchen Bedeutung erhoben, und daran eine Darstellung dessen zu knüpfen, was unsere Hochschule seiner Wirksamkeit verdankt. Dann aber ge-

ſtatten Sie mir, daß ich Ihre Blicke über die Mauern oder vielmehr über die Wälle dieſer Stadt hinaus lenke auf das Gebiet der Wiſſenſchaft, der Haller ſeine beſten Kräfte widmete und daß ich Sie mit den Früchten ſeines Geiſtes bekannt zu machen ſuche, die ſeinen Namen verewigen, weil ſie eine Epoche in der Geſchichte unſeres Wiſſens bezeichnen.

Albrecht Haller erblickte das Licht der Welt in Bern am 16. October 1708. Seine väterliche Familie, wie die ſeiner Mutter, einer geborenen Engel, gehörte zu den regierungsfähigen Familien der Republik. Sein Vater, Emanuel Haller, hatte ſich der Advocatur gewidmet und darauf die Stelle eines Kanzlers der Landvogtei Baden erhalten. Hier genoß Albrecht, der jüngſte von vier Söhnen, den erſten Unterricht durch einen Hauslehrer, bis im Jahre 1721 der Vater ſtarb und die Vormünder den 13jährigen Knaben der öffentlichen Schule ſeiner Vaterſtadt überwieſen.

Albrecht Haller war ein kränkliches (rhachitiſches) Kind und verrieth die frühe geiſtige Reife, die ſolchen Kindern eigen zu ſein pflegt. Im vierten Jahre erzählte er von ſeinem auf dem Stubenofen aufgepflanzten Lehn- und Lehrſtühlchen herab dem Hausgeſinde die bibliſche Geſchichte; im fünften begann er ſich ein Lexikon der neuen Wörter, die ihm täglich vorkamen, anzulegen; im neunten Jahre hatte er, neben einem Wörterbuch der hebräiſchen und griechiſchen Ausdrücke

des alten und neuen Teſtaments, eine chaldäiſche Grammatik und, nach Bayle's und Moreri's Vorgang, eine Sammlung von nahe an 2000 Lebensbeſchreibungen berühmter Männer verfertigt. Sein Vater mißbilligte den unbegrenzten Fleiß, der ihm zur ſeichten Vielwiſſerei zu führen ſchien, und die Altersgenoſſen, deren Spielen er ſich entzog, verſpotteten den Träumer, ohne ihn in ſeiner Jagd nach Wiſſenswürdigem irre zu machen.

Das Gymnaſium in Bern verließ er nach 1½ Jahren, nachdem er ſich die Vergünſtigung errungen, die klaſſiſchen Prüfungen unter dem geſetzlichen Alter ablegen zu dürfen, und begab ſich mit einem Freunde nach Biel zu dem Vater dieſes Freundes, einem gelehrten Arzte, der die Jünglinge in die carteſianiſche Philoſophie einführen ſollte. Es gelang dem Lehrer nicht, ſeinen Schüler von der runden, eckigen oder ſchraubenförmigen Geſtalt der Molekülе, die die verſchiedenen Körper zuſammenſetzen ſollten, zu überzeugen; wohl aber weckte er in ihm den Trieb, ſich der Medicin und ihrer Grundlage, der Naturkunde, zu widmen, und mit dieſen Studien machte Haller im Herbſt 1723, 15 Jahre alt, in Tübingen den Anfang.

Nach Tübingen zog ihn Duvernoy, der daſelbſt die menſchliche Anatomie an Leichen von Hunden docirte. 1725 wanderte Haller nach Leyden, wo Boerhave, der berühmteſte Arzt ſeines Zeitalters, Patienten und Studenten aus ganz Europa an ſich

zog. Wie nahe er dieſem gefeiertſten ſeiner Lehrer geſtanden und wie er ihn erfaßt habe, bewies er durch die ſpätere Herausgabe der mediciniſchen Inſtitutionen Boerhave's, welche lange Zeit den Canon des ärztlichen Wiſſens bildeten. In Leyden erwarb ſich Haller (am 23. Mai 1727) die Doctorwürde im 18. Lebensjahre mit einer Diſſertation, die einen anatomiſchen Irrthum eines namhaften Gelehrten widerlegte. Die beiden nächſten Jahre brachte er auf Reiſen zu, welche vorzugsweiſe ſeiner anatomiſchen Ausbildung dienen ſollten. Er beſuchte London, um Douglas, Paris, um Le Dran und Winslow kennen zu lernen, und verfolgte am letztgenannten Orte ſein Ziel mit ſolchem Feuereifer, daß er, wie er ſelbſt erzählt, einer ſchweren Strafe, vielleicht den Galeeren, nur durch die Flucht entgieng, nachdem er von einem Arbeiter beim Ausgraben von Leichen entdeckt und denuncirt worden war. Mit ruhigerm Gewiſſen benutzte er in Baſel die Gelegenheit, ſich in der Anatomie zu vervollkommnen, dadurch, daß er den Vortrag derſelben, während einer Erkrankung des dortigen Profeſſors Mieg zeitweiſe übernahm; zugleich vollendete er ſeine phyſiologiſchen Studien im Umgang mit dem Mathematiker Joh. Bernoulli, denn es beſtand damals in der ſogenannten iatromathematiſchen Schule, wie heute, das Beſtreben, die Bewegungen im Organismus auf phyſikaliſche Geſetze zurückzuführen. Wie tief Haller auch in dieſe Gebiete eindrang, be-

weiſt die in Ritter's Leben erzählte Anekdote, daß Haller am Tage ſeiner Trauung eine Entdeckung in der Differentialrechnung gemacht habe.

In Baſel lernte Haller den nachmaligen Chorherrn Gesner aus Zürich, einen eifrigen Naturforſcher, kennen und unternahm mit ihm die erſte Alpenreiſe, die nach zwei Seiten hin beſtimmend auf die Thätigkeit wirken ſollte, der er ſich in den nächſten Jahren ergab. Durch die Alpenwelt wurde er zugleich zum Dichter und zum Botaniker. Verſe zu machen, hatte Haller ſchon im 10. Jahre begonnen; ſein erſtes Gedicht war eine lateiniſche Satyre auf ſeinen allzuſtrengen Lehrer. In deutſcher Poeſie hatte er ſich zwiſchen dem 12. und 16. Jahre verſucht, aber, ſo viel an ihm lag, dafür geſorgt, daß von jenen im Lohenſtein'ſchen Geſchmack verfertigten Verſen nichts auf die Nachwelt gelange. Das erſte poetiſche Werk, das vor ſeinen Augen Gnade fand und auch von den Zeitgenoſſen als Muſter didaktiſcher Dichtung geprieſen wurde, entſtand 1728 als Frucht jener erſten Alpenreiſe und trägt die Ueberſchrift: „Die Alpen". In die von ihm ſelbſt beſorgte Sammlung nahm er, außer einigen wahrhaft elegiſchen Ergüſſen, die der frühe Tod der erſten und zweiten Gattin ihm eingab, faſt nur Gedichte von ähnlich lehrhaftem Charakter über die Ehre, die Tugend, den Unglauben, die verdorbenen Sitten auf. In einem Brief an Heyne erklärt er ſeine Abneigung gegen die ewigen Geſänge

von Wein und Liebe, und in einem Brief an seinen Freund Tissot verräth er uns den Grund, warum er so bald der Muse wieder entsagte: „Die Dichtkunst", heißt es, „ist eine so schwierige Kunst, daß man ein Genie sein muß, um in derselben etwas zu leisten, und wie Schade um ein Genie, wenn es sich darauf beschränkt, Verse zu machen." *)

Zur Botanik erwachte die Neigung in Haller erst auf der Wanderung im Gebirge, aber sie ergriff ihn mit solcher Gewalt, daß er, der schwächliche verwöhnte Städter, keine Mühe und Gefahr scheute, um meist einsam auf den damals noch unbegangenen Pfaden Pflanzen zu sammeln. Mit der Veröffentlichung der Resultate seiner 25 in den Jahren 1728 bis 1736 unternommenen Gebirgsreisen machte er erst hier in Göttingen den Anfang. In seiner Vaterstadt wandte er sich zunächst der ärztlichen Praxis zu, ordnete daneben Münzcabinet und Bibliothek und tröstete sich über die Zurücksetzung, die er bei der Bewerbung um eine Stelle am Inselspital erfuhr, mit einem Gedicht, „Gedanken bei einer Begebenheit", das er in der Sammlung seiner Gedichte mit den Worten einführt: „Diese Begebenheit war dem Verfasser höchst empfindlich und legte gleichwohl den wahren Grund zu seiner

*) „La poésie est si difficile, qu'on ne peut y réussir, sans être génie, et quel dommage pour un génie, que de se réduire à faire des vers."

nachwärtigen und in einigen Umständen vortheilhaften Entfernung, als von welcher vermuthlich die Ausarbeitung aller seiner Schriften und die Kenntniß vieler Dinge abhieng, die im Vaterland ihm unbekannt geblieben wären."

Das Gedicht, aus dem Januar 1734, hebt an:

„Vergnüge dich, mein Sinn, und laß dein Schicksal walten,
Es weiß, worauf du warten sollt" —

und bewundernswerth, wie in diesen Zeilen, ist der prophetische Sinn in dem Manne, der zwei Jahre später die Erwartung zur Erfüllung brachte und mit Haller's Berufung an unsere neugeschaffene Hochschule den Ruhm ihrer medicinischen Facultät begründete.

Der Wunsch, sich ausschließlich mit der theoretischen Seite der Medicin zu beschäftigen, war es vorzugsweise, welcher Haller bewog, dem durch Herrn v. Münchhausen an ihn ergangenen Ruf zu folgen. Zwar wurde ihm, neben der Professur der Botanik, Anatomie und Physiologie bald auch die der Chirurgie übertragen, aber er berichtet von dieser Seite seiner Thätigkeit, daß er, obgleich er die schwierigsten Operationen an den Leichen gelehrt, doch nie gewagt habe, an Lebenden zu schneiden, aus Furcht, Schaden zu thun.

Uns, die wir so vielen Anlaß haben, uns der Haller'schen Stiftungen zu freuen, wird es schwer, zu bekennen, daß Haller's Leben in Göttingen kein

glückliches war, trotz des glänzenden Erfolgs seiner Lehrthätigkeit und trotz der wahrhaft väterlichen, seitdem traditionell gewordenen Fürsorge des hannoverschen Curatoriums. Die Schuld trugen zum Theil schwere Unglücksfälle, die den gefeierten Mann vom Eintritt in die neue Laufbahn an betrafen. Mit seiner Frau Mariane, einer geborenen Wyß, und 3 Kindern hatte er anfangs September 1736 Bern verlassen; am 30. September brach bei der Einfahrt in unsere Stadt der Reisewagen, und an den Folgen des Sturzes starb nach einem Monat, im 26. Lebensjahre, die geliebte Gattin. Im 2. Jahre seines hiesigen Aufenthalts entriß ihm eine Brustkrankheit den ältesten (4jährigen) Sohn. Beider Andenken hat er auf einem Stein in der Jacobi-Kirche verewigt. Die zweite Gattin, Elisabeth, Tochter des Rathsherrn Bucher, die er im Jahre 1739 in Bern ehelichte, verlor er in ihrem ersten Wochenbette; 6 Monate später folgte das Kind der Mutter nach.

Zu der Melancholie, die diese gehäuften Verluste zur Folge hatten, gesellten sich Kränklichkeit, ja ernsthafte Krankheitszustände, um das Leben Haller's am hiesigen Orte zu verbittern. Anfälle von Wechselfieber, einem Leiden, das das heutige Göttingen nicht mehr kennt, schreibt Haller's Biograph der Lage der Stadt und vornehmlich des Haller'schen Hauses an einem mit stehendem Wasser angefüllten Schanzgraben zu. Er selbst betrachtet das Klima

Göttingens als Urſache ſeiner körperlichen Verſtimmungen. „Die vielen Krankheiten", ſagt er im Jahre 1753, dem Jahre ſeiner Rückkehr nach Bern, in einem Briefe an v. Aſch, „die ich in Göttingen ausgeſtanden, ſcheinen zu beweiſen, daß die dortige Luft und Arbeit meinem Körper nicht zuträglich geweſen."

Endlich müſſen auch wohl die geſellſchaftlichen Verhältniſſe zu jener Zeit nicht von der Art geweſen ſein, um dem brütenden Gelehrten geiſtige Erfriſchung zu gewähren. Wie er ſelber die Bevölkerung „an der ſanften Leine" anſah, auf deren Boden die neue Stätte der Wiſſenſchaft gepflanzt wurde, geht aus einer Stelle des Gedichts hervor, mit welchem er Herrn v. Münchhauſen bei der Einweihung der Georgia Auguſta begrüßte; ſie lautet:

„Ein einſam Volk, in öder Ruh' erzogen,
Wird itzt der Reinlichkeit, ja ſelbſt der Zier gewogen,
Und öffnet fremdem Witz den ungewohnten Schooß.
Die Handlung ſtreut aus arbeitſamen Händen
Bequemlichkeit und Reichthum aus;
Die Ordnung zieht die Stadt aus ihrem Grauß,
Und ſelbſt des Ekels Klagen enden;
Der Lehrſtuhl iſt beſetzt, und eine ſtille Jugend
Lernt mit der Weisheit auch die Tugend."

In den academiſchen Kreiſen vermißte Haller den vertraulichen Ton ſeiner Heimath; das ſteife Betragen, die convulſiviſche Höflichkeit, die, wie Zimmermann erläutert, aus Italien über Wien nach

Deutschland importirt worden war, stießen ihn zurück; Aeußerungen der Mißgunst einzelner Collegen über seine bevorzugte Stellung erbitterten ihn. „Dem Manne, dessen Augen an die schönste Natur gewöhnt waren", sagt sein schweizerischer Biograph, „der die besten Gesellschaften gelebet hatte, blieb nichts übrig, als der Thurm der Verwünschung (sein anatomisches Laboratorium), in welchem er alle Tage und selbst den Sonntag in menschlichen Eingeweiden wühlte und die einzige Erholung in der Abwechslung seiner Arbeiten fand."

Mit rührender Sorgfalt suchte Münchhausen hervor, was dem theuren Manne zum Trost im Unglück, zur Erhebung aus körperlicher und geistiger Verstimmung gereichen konnte. Nach dem Tode der ersten Gattin verschrieb er ihm aus eigenem Antriebe seinen Landsmann und Lieblingsschüler Huber aus Basel, der später zum Professor an unserer Universität aufrückte und als Hofmedicus in Cassel starb. Zugleich räth er, nach Besprechung mit dem königlichen Leibarzte Dr. Werlhof, zu einer Excursion und Entfernung von Göttingen während des Winters, entweder nach Hannover, oder, wie es in dem Brief (vom 18. Januar 1737) weiter heißt, „mittelst Zurückführung dero Kinder in die Schweiz, als welche dero Schmerz nur erneuern". Er hält dafür, daß die Zurückführung der Kinder für Haller auch profitabel und es nützlich sein werde, keine eigene Menage zu halten, son-

dern bei Jemanden zu Tiſche zu gehn. Wegen ſeiner Geſundheit ſoll Haller, nach Münchhauſen's Empfehlung, recht häufig mit Dr. Hugo correſpondiren, welcher rechtſchaffene und judiciöſe Medicus noch obendrein die Qualität eines recht aufrichtigen Freundes des Leidenden führe. Kein Wunſch, den Haller bezüglich ſeiner Anſtalten ausſprach, blieb unerfüllt; ſeine Beſoldung, die anfänglich nur 500 Thlr. betragen hatte, wurde wiederholt erhöht; bald nach ſeiner Hierherkunft erhielt er den Titel eines königlichen Leibarztes und churfürſtlichen Hofraths; im Jahre 1749 beſchenkte ihn Georg II. mit einem vom kaiſerlichen Hofe ausgewirkten Adelsbriefe. „Du haſt nichts unterlaſſen", ſagt Haller in der Epiſtel an Münchhauſen, mit welcher er ihm ſeine Beſchreibung einer zweiköpfigen Mißgeburt dedicirt, „was mein Leben glücklich und ruhig machen kann. Auch durch das, was Du für das öffentliche Wohl und die Nachkommen geſchaffen, haſt Du mir eine angenehmere Lage bereitet. Du haſt bei Gründung unſerer Univerſität ſo für unſere Kunſt geſorgt, daß wir viel beſitzen, was alte Univerſitäten entbehren, und kaum etwas vermiſſen, wodurch andere glänzen."

Wie aufrichtig dieſe Worte gemeint waren, hat Haller durch Ablehnung einer Anzahl glänzender Berufungen bewieſen. Er blieb unſerer Hochſchule treu, als im Jahre 1747 faſt gleichzeitig Oxford und Utrecht ſich um ihn bewarben, und ebenſo, als 2 Jahre

ſpäter auf Befehl des Königs von Preußen der Antrag an ihn gelangte, ſelbſt die Bedingungen vorzuſchlagen, unter welchen er ſich entſchließen könne, eine Stelle an der Berliner Academie anzunehmen. Dem Zuge zur Heimath aber vermochte der Schweizer nicht zu widerſtehn. Seine Mitbürger hatten ihm ſchon im Jahre 1745 als Ehrenbezeugung eine Stelle in ihrem großen Rathe übertragen; während eines Aufenthalts in Bern im März 1753 fiel ihm durch das Loos, durch welches die Staatsämter an Großrathsmitglieder vergeben wurden, die vierte Stelle der Staatsbedienungen, die Stelle eines Ammanns zu. Es waren damals noch die guten Zeiten der ſogenannt regierungsfähigen Familien, und die Ausſicht auf die Vortheile, die er ſeinen Kindern ſicherte — Haller hatte in dritter Ehe ſich mit der Tochter des weimariſchen Hofraths Teichmeyer verbunden und war Vater von 4 Söhnen und 4 Töchtern —, trug ohne Zweifel dazu bei, ihn zu beſtimmen, daß er ſein Verhältniß zu unſerer Univerſität löſte. Er löſte es nicht vollſtändig, denn er bezog eine engliſche Penſion, vermehrt durch einen Zuſchuß unſerer Societät der Wiſſenſchaften, an deren Verhandlungen er durch ſein Votum und ſeine wiſſenſchaftlichen Beiträge betheiligt blieb. Auch gab Münchhauſen die Hoffnung, ihn wieder hierherzuziehn, niemals auf; er bot ihm, im Jahre 1755, nach v. Mosheim's Tod, die Kanzlerſtelle an; 1764 verlangte der König von England in

einem eigenhändigen Brief an die Republik als Zeichen ihrer Freundschaft die Entlassung des gefeierten Mitbürgers; noch auf seinem Todesbette im 84. Jahre unterschrieb Münchhausen mit zitternder Hand die Decrete, welche Gesner erhalten und Haller zurückführen sollten. Haller selbst spricht in vertrauten Briefen die Sehnsucht nach der stillen Werkstätte seiner anatomischen Arbeiten aus; er beklagt den Mangel an Muße, an Local und Material zu wissenschaftlichen Arbeiten; und in der That, so bewundernswerth die Fülle literarischer Productionen ist, die er nach seinem Abschied von Göttingen unter diesen erschwerenden Umständen zu Tage förderte, so tragen sie doch mehr den Stempel encyklopädischer Gelehrsamkeit, als selbständiger Forschung. So wahr ist es, daß in der Luft der Universitäten das Mittel zur Entfaltung der ächten geistigen Regsamkeit liegt. Ich kann mir nicht versagen, Ihnen aus der Vorrede Haller's zu seinen kleinen anatomischen Schriften, die er 1762 gesammelt herausgab, eine Stelle übersetzt mitzutheilen, in welcher er, ebenso bündig als bescheiden, seine Schicksale bespricht. „Mein Leben", sagt er, „verlief nicht in geregeltem Gang. Ich hatte mich zur ärztlichen Praxis vorbereitet und daneben zur Erholung Botanik studirt. Ich durfte nicht dabei bleiben. Mich trieb, wider meinen Willen, aus dem niedern heimischen Beruf die Stimme Gottes nach Deutschland, zur Leitung anatomischer, später auch noch chirur-

gischer Arbeiten. Sie belud mich, trotz meines schwachen Magens und meiner Schlaflosigkeit, mit den ehrenvollsten Sorgen für die ganze Universität, für die Redaction der Journale, die Einrichtung des reformirten Gottesdienstes und der Societät der Wissenschaften, Alles Pflichten, welche im Einzelnen zu erfüllen angenehm und ehrenvoll gewesen sein würde, die aber in ihrer Verbindung um so beschwerlicher wurden, da ich mit angegriffenem Körper an dieselben herantrat. Dennoch habe ich 17 Jahre unter Leichen und Experimenten verbracht. Um den hohen Preis von Glücksgütern und Ehren erkaufte ich mir dann die Gesundheit zurück: ich kehrte heim in mein Vaterland, um ein Amt zu übernehmen, welches von literarischer Beschäftigung so ferne lag, als möglich. Ich unterzog mich der Führung nicht des Steuers, sondern des Ruders und zwar eines jeden, welches Gott mir auf dem theuern Schiffe anvertraute. So habe ich mich den verschiedenartigsten und fremdartigsten Geschäften gewidmet, bei Verhandlungen über den öffentlichen Frieden und über Bündnisse mit benachbarten Staaten, bei dem Bau und der Verwaltung des Waisenhauses, bei den Berathungen des Consistoriums, endlich bei der Aufsicht über das Salinenwesen. So konnte ich trotz aller aufgewandten Mühe keins der Fächer erschöpfen, die ich doch alle zu pflegen nicht umhin konnte. Und selbst während meiner academischen Laufbahn war ich gezwungen, Manches vor voll-

endeter Reife der Preſſe zu übergeben, da bald um eines Candidaten willen der Tag der Publication eingehalten werden mußte, bald der Buchhändler, nur auf den eigenen Vortheil bedacht, zur Beendigung der Arbeiten drängte."

Einen noch melancholiſchern Ausdruck giebt Haller ſeinem Verlangen nach wiſſenſchaftlicher Thätigkeit in einem Briefe an den Genfer Arzt Tiſſot (1767), dem er räth, die nach Werlhoff's Tod ihm angetragene Stelle eines königlichen Leibarztes in Hannover anzunehmen. „Sie leben in einem Lande", ſchreibt er ihm, „deſſen Souverain, wiewohl gerecht und ſanft, den literariſchen Ruhm und das Verdienſt der Wiſſenſchaften nicht hoch genug anſchlägt. In Deutſchland iſt dies anders: daß Sie ſich nützlich machen, iſt dort Alles, was man von Ihnen verlangt. Sie werden meine Argumente gegen mich kehren; aber es iſt ein Unterſchied: Sie ſind jung, ich bin faſt am Ende meiner Laufbahn. Es ſtirbt ſich in Bern ebenſo gut, wie in Göttingen. Handelte es ſich darum, zu leben, ſo würde mein Entſchluß anders lauten."

Doch lebte er noch 10 Jahre mit zunehmender Kränklichkeit, die letzten Jahre auf ſein Zimmer gebannt und von zärtlicher Hand gepflegt; ſein Tod erfolgte am 12. December 1777. An der Bibliothek der practiſchen Medicin arbeitete er noch wenige Tage vor ſeinem Ende; zwei Stunden vor demſelben ſagte

er dem Arzte, der ihn besuchte: „Ich sterbe, der Puls schlägt nicht mehr."

Ich darf es meinen Zuhörern überlassen, sich aus den geschichtlichen Thatsachen, die ich vorgeführt, ein Charakterbild unseres Helden zu entwerfen. Sie haben seine Treue und Gewissenhaftigkeit in allen Verhältnissen des Berufs, seine Wärme in allen menschlichen Beziehungen kennen gelernt. Ein Forschungstrieb, wie er ihn beseelte, ist von der strengsten Wahrheitsliebe unzertrennlich. „Bereit, die Wahrheit auch vom Gegner zu empfangen, den schärfsten Kritiker eigner Irrthümer" nennt ihn Werlhoff in den Distichen unter dem Bildniß, welches die Quartausgabe der Elementa physiologiae schmückt. Gott hatte ihm, wie er selber bekennt, Ehr' und Alles zur Genüge gegeben, so daß es ihm leicht wurde, Anderer Vorzüge zuzugestehn.

Und dennoch werfen die zum Theil sehr erbitterten literarischen Kämpfe, in die er verwickelt war, einen Schatten in sein Leben und auf seine Gestalt, über welchen zu schweigen mir um so weniger gestattet ist, je allgemeiner das Aufsehn war, welches die Streitigkeiten seiner Zeit erregten. Sie entsprangen den verschiedenartigsten Quellen. Einen ruhmvollen Krieg führte Haller gegen die Widersacher seiner bedeutendsten Entdeckung, von denen er vollkommen berechtigt war, zu sagen, daß „die Neuheit des Gegenstandes sie erschüttert und die Secte, der sie anhiengen,

ihnen nicht gestattet habe, die Ohren zu öffnen". Zahlreiche Feinde erweckten ihm seine Angriffe gegen die damals besonders in Frankreich auftauchenden Scep=tiker und Materialisten, gegen die er in Gedichten und besondern Streitschriften in der edelsten Intention, aber mit dem wohlfeilen Mittel zu Felde zog, die Reihe der Schandthaten aufzuzählen, deren der Streng=gläubige einen Glaubenslosen für fähig hält. Eine unter den Naturforschern und besonders den Anato=men leider auch heute noch nicht völlig ausgerottete Art von Controversen, über die Priorität ihrer Ent=deckungen, brachte Haller in Conflict mit den ange=sehensten seiner Fachgenossen, Albin und Senac. Wahrhaft traurige Berühmtheit erlangte der Haller=Hamberger'sche Streit über eine Frage, die kaum ein Element zu leidenschaftlicher Erregung zu bergen scheint, die Frage über den Antheil, den die Brust=muskeln an der Erweiterung der Brust beim Einath=men nehmen. In der Sache zählt Hamberger immer noch einzelne Anhänger; die widrige Form seiner Polemik glaubte Haller damit erklären zu können, daß Hamberger ihn für den Verfasser einer in Göttingen anonym erschienenen Schmähschrift ge=halten habe.

Es ist unnöthig, bei der Schilderung des Glanzes zu verweilen, den die neugegründete Hochschule durch

die Coryphäen, welche Münchhauſen hier verſammelte, empfieng. Haller, ſelbſt eine halbe Facultät, war bald Mittelpunkt von Schülerkreiſen aus den entfernteſten Gebieten, „vom kalten Ladoga, vom Bernſtein-Ufer her", wie Haller ſingt, „von ſteiler Alpen Fuß, von Seelands heldenreichem Strande, vom reichen Dacien, von der Donau Flut" u. ſ. f. Insbeſondere zog Haller die Medicin-Studirenden dadurch mächtig an, daß er ihnen, mit Hülfe der von Münchhauſen geſchaffenen Verordnungen, die damals ſeltene Gelegenheit gewährte, die Zergliederung menſchlicher Leichen ſelbſtändig vorzunehmen. Und da man den Lehrer nach ſeinen Schülern zu beurtheilen pflegt, ſo genüge es, v. Aſch, Zinn und Meckel zu nennen. Aber nicht nur in den ihm unmittelbar übertragenen Fächern ſchuf Haller die Grundlagen unſerer heutigen Inſtitute, nicht nur die Anatomie und der botaniſche Garten erhielten durch ihn die erſten Einrichtungen. Wie er im eigenen Gebiete die Anregung zu freier Forſchung gab, ſo erkannte er auch die Nothwendigkeit, in der practiſchen Medicin an die Stelle der Ueberlieferung fertiger Syſteme und Vorſchriften die kliniſche Beobachtung zu ſetzen. Auf ſeinen Rath wurde im Jahre 1751 der berühmteſte Lehrer der Geburtshülfe, Röderer, berufen, um nach dem Vorbilde des Straßburger Bürgerhoſpitals ein Entbindungshaus nebſt einer Hebammenſchule zu gründen. Im Jahre 1791 entſtand ſodann unter Profeſſor

Fischer's Leitung, der seiner Zeit angestaunte Prachtbau, dessen wir uns noch erfreuen. Haller's Bemühungen um Errichtung einer medicinischen Klinik, die seine Uebersiedelung nach der Schweiz unterbrach, verdienen deshalb Erwähnung, weil sie zeigen, wie in diesem klaren Kopfe schon die statistische Methode vollendet war, durch deren Einführung in die Medicin sich, 60 Jahre später, Louis in Frankreich den Dank der Mitwelt erwarb. Um das Ungewisse aus der Arzneikunst zu verbannen und sie durch Erfahrung zu verbessern, hätte Haller, wie sein gleichzeitiger Biograph ausführt, beispielsweise 12 Wassersüchtige gewählt, dieselben in drei Klassen vertheilt, die eine Klasse mit Meerzwiebel, die andere mit Purgantien, die dritte mit Holzdecocten behandelt und die Ausgänge verglichen. „Möchte doch", ruft Zimmermann, „ein Magistrat, ein Fürst, ein König sich finden, dessen Sorge für die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts sich in der Ausführung jener Vorschläge thätig erwiese!"

Auch als Schöpfer der physiologischen Institute, von denen das erste etwa ein Jahrhundert nach ihm an unserer Universität auftauchte, dürfen wir Haller betrachten, denn es war seine Erfindung, begabte Jünglinge, die sich zur Promotion vorbereiteten, einen schwierigen Theil der Anatomie oder eine schwierige physiologische Frage wählen zu lassen. Nur stellte er das heute nicht mehr zeitgemäße Verlangen, daß

sie zur Bearbeitung derselben zwei Winter vor sich hätten.

Zur Bildung unserer Societät gab der Professor der Philosophie, Andreas Weber, den ersten Anstoß. Die Statuten aber wurden nach Haller's Entwurf vom Curatorium genehmigt; er war vom Tage der Stiftung, 23. Februar 1751, an beständiger Präsident der Societät und blieb ihr, wie erwähnt, von seiner Heimat aus verbunden; die ersten Bände unserer Abhandlungen verdanken ihm die wichtigsten Beiträge und die Gelehrten Anzeigen, welche im Jahre 1853 unter die Aufsicht der Societät gestellt wurden, enthalten aus Haller's Feder eine staunenswerthe Anzahl Recensionen aus allen Zweigen menschlichen Wissens und Schaffens. Ich nannte ihn vorhin eine halbe Facultät; ich dürfte ihn ohne Uebertreibung eine ganze Academie nennen. Seine Mittheilungen in den Anzeigen bekunden ihn als Kenner der französischen, englischen, holländischen, italienischen, spanischen, schwedischen und dänischen Sprache; sie umfassen, neben Naturgeschichte, Mathematik und Medicin, die alte Literatur, Reisen, Landwirthschaft, Politik und Kirchengeschichte, Logik und Metaphysik. Mit der englischen Verfassungsgeschichte war er besonders vertraut; in der französischen Geschichte erwies er sich, nach Heyne's Ausspruch, als der strengste Zuchtmeister gallischer Oberflächlichkeit, und daneben konnte er, was Heyne in seiner Lobrede mit Verwunderung hervorhebt, noch Zeit ver-

wenden auf Lectüre und Kritik von verliebten Fabeln, Dramen der leichtesten Art und poetischen Spielereien.

Und nun sei, neben Haller's Verdiensten um unsere Universität, noch erwähnt, wie er sich um unsere Stadt verdient gemacht hat, der er durch freiwillige Sammlungen zu einer reformirten Kirche verhalf, während bis dahin die Reformirten auf die benachbarten hessischen Gemeinden angewiesen waren. Am 10. März wurde der Grundstein jener Kirche, dem Haller'schen Hause gegenüber, gelegt.

Indem ich mich jetzt dem dritten Theil meiner Aufgabe zuwende und die Bedeutung Haller's für die Entwicklung unserer Wissenschaft zu zeichnen versuche, bin ich noch mehr als im Vorhergehenden genöthigt, mit Auswahl zu verfahren, theils wegen der Masse des sich zudrängenden Stoffs, theils wegen der Schwierigkeit, ohne genaueres Eingehn in die besonderen Materien das Verhältniß seiner Arbeiten zu denen seiner Vorgänger zu präcisiren. Ich schweige daher von seinen botanischen, wie von seinen anatomischen Entdeckungen, von der Haller'schen Nervenschlinge und dem Haller'schen abirrenden Gefäß; ich schweige von seinen kaum übertroffenen Abbildungen der Arterien, von seinen Studien über die Bildung

des Hühnchens im Ei; ich gedenke nur mit einem Worte der räsonnirenden Cataloge, die er unter dem Namen „Bibliotheken" herausgab, eine anatomische, eine botanische und eine chirurgische in je zwei Bänden, eine medicinisch-practische in vier Bänden, in welchen 30000 Bücher mit kurzer Inhaltsangabe aufgezählt werden, von denen der Verfasser mit Bedauern eingesteht, nur 4000 selbst gelesen zu haben. Auch auf sein Handbuch der Physiologie werfe ich nur einen flüchtigen Blick, auf ein Werk, welches, indem es die Arbeiten von Jahrhunderten sammelt und sichtet, die alte Zeit abschließt und zugleich die Grundlage der neuen wird. Alle diese Leistungen verschwinden neben der auf neue Beobachtungen gegründeten neuen Theorie, die sein Schüler Zimmermann 1751 in einer Dissertation verkündete, die dann der Meister selbst in einer Reihe von Schriften weiter ausgebildet und siegreich vertheidigt hat und die, in allerdings veränderter Fassung, auch uns noch den Schlüssel zur Erklärung der merkwürdigsten Lebenserscheinungen liefern muß. Es ist die Haller'sche Irritabilitätslehre, deren Anfänge und Entwicklung und deren Einfluß auf die Gestaltung der organischen Naturwissenschaften ich Ihnen in Fracturzügen vorzuführen versuche.

Harvey hatte (1630) den Kreislauf des Blutes entdeckt und in den rhythmischen Zusammenziehungen des Herzens die Ursache ermittelt, die die Bewegung des Blutes durch die Gefäße unterhält. Ueber die

Urſache der Zuſammenziehungen des Herzens waren mancherlei Hypotheſen aufgetaucht und untergegangen, als Haller die Zuckungen am ausgeſchnittenen Herzen beobachtete und mit dem Namen Irritabilität die Eigenſchaft des Muskelfleiſches bezeichnete, ſich auf Berührung und auf Application chemiſcher Subſtanzen zu verkürzen. Es galt nun, und dies war die Arbeit Haller's und ſeiner Schule, die verſchiedenen Organe des thieriſchen Körpers auf ihre Irritabilität oder ihr Zuſammenziehungsvermögen zu prüfen. Hierbei ergab es ſich, daß die Berührung mancher Gebilde, namentlich der Nerven, die ſich nicht zuſammenziehn, den Thieren Schmerzensäußerungen entlockt. Die auf Berührung zuckenden Theile ſchmerzen nicht, die auf Berührung ſchmerzenden Theile zucken nicht; dieſen Gegenſatz darzulegen, auf Grund deſſelben die Theile ſyſtematiſch zu ſondern, dies war die Aufgabe des abſchließenden Werks über „Die irritabeln und ſenſibeln Theile", mit welchem Haller im Jahre 1756 hervortrat.

Der Einfluß dieſer Entdeckungen und Betrachtungen auf Phyſiologie und Medicin kann nicht hoch genug angeſchlagen werden. Er machte ſich nach zwei Richtungen geltend.

Zunächſt bereitete die Haller'ſche Lehre die Wiſſenſchaft vor, die wir heutzutage mit dem Namen der allgemeinen Anatomie oder Gewebelehre bezeichnen. Ueber die Glieder oder Organe hinweg, die bei jeder

Thiergattung nach Ernährungs- und Lebensweise verschieden sind, richtete sie das Auge des Forschers auf die bei allen Thieren wesentlich gleichförmigen Materialien, aus welchen die Organe sich zusammensetzen und auf welchen die Kräfte der Organe beruhen. Der practischen Medicin erwuchs aus diesen Anschauungen die Frucht, daß sie die Aehnlichkeiten in den Krankheiten differenter Körpertheile verstehen und auf die unzugänglicheren die Erfahrungen anwenden lernte, die sie an den zugänglicheren gemacht hatte. Was ist verschiedener in Form, Lage, Zweck und Gebrauch, als Nase und Magen? und dennoch giebt es, wie heute Jedermann weiß, einen Katarrh des Magens, der dem Katarrh der Nase in Verlauf und Erscheinungen verwandt tst, weil die Haut, die die innere Oberfläche bildet, in beiden Organen ähnliche Structur besitzt, nur daß dort der Appetit, hier der Geruch leidet.

In einer noch näheren Beziehung zur Haller'schen Lehre steht aber der Begriff der Reizbarkeit, die fortan als das unterscheidende Merkmal, ja als die Grundkraft alles Lebendigen an der Spitze jeder medicinischen Theorie erscheinen sollte. Daß die Sensibilität eine Lebensäußerung sei, verstand sich von selbst; nur lebende Geschöpfe empfinden und äußern Empfindung. Aber auch die Irritabilität, das Vermögen der Muskeln, sich zu verkürzen, lehrte Haller als eine dem Leben eigenthümliche Kraft erkennen. Sie

ist verschieden von der Elasticität, dem Zusammenziehungsvermögen, welches auf der physikalischen Anordnung der Materie beruht, denn elastisch können auch todte Körper sein; die Irritabilität aber, das Zusammenziehungsvermögen der Muskeln, erlischt mit dem Leben.

Also sind, das war die erste Consequenz dieser Auffassung, Sensibilität und Irritabilität als Eigenschaften an besondere lebende Substanzen gebunden, ebenso wie Farbe, Härtegrad u. s. f. an unorganische oder todte. Der zweite Schritt aber deckte einen bemerkenswerthen Unterschied auf: die Eigenschaften der todten Materien, Härte, Farbe, Geruch, offenbaren sich unseren Sinnen jederzeit und ohne Weiteres; wenn aber die Lebenseigenschaften einer organischen Materie, Empfindung, Zusammenziehung, sich äußern sollen, so bedarf es einer Anregung; das Anregende nannte man Reiz, seine Wirkung Reizung, die Fähigkeit, durch Reize erweckt zu werden, Reizbarkeit. Man erweiterte die Haller'sche Erregbarkeit der Muskeln und Nerven zu einer allgemeinen Lebenseigenschaft. Todte Körper, sagte man, übertragen einander ihre eigenen Zustände, theilen einander einen Stoß mit, verbinden sich zu einem neutralen Dritten; Lebende werden durch Einwirkungen jeder Art, durch Druck, Säure, electrischen Strom, nur dazu veranlaßt, gleichsam eine Probe der Gaben abzulegen, mit denen die Natur sie ausgestattet hat. Die Lebenskraft schlum-

mert und muß geweckt werden: was ſie aber im wachen Zuſtande leiſtet, iſt nicht ſowohl eine Folge der Reize, als eine Aeußerung der Selbſtherrlichkeit des Organismus. Es kam dahin, daß man dieſen Lebensäußerungen, Schmerzen, Zuckungen, dem Fieber und ähnlichen Zuſtänden die Tendenz zuſchrieb, ſich gegen den Reiz zu wehren, den Reiz zu entfernen, ſich dem Reiz gegenüber zu behaupten.

Die Floskeln dieſer phyſiologiſch-poetiſchen Theorien ſchweben heute noch in der Luft: an jedem Krankenbett hören Sie und glauben Sie vielleicht zu ſehn, wie die Natur ſich gegen die Krankheit vertheidigt; die Krämpfe des Sterbenden, die Folgen der beginnenden Zerſtörung, gelten als Auflehnung des Lebens gegen den Tod.

Ich ſpreche von ſpäteren Conſequenzen der Irritabilitätslehre. Haller, ſo ſehr er Dichter war, hätte dieſelben nicht gezogen. Sein Bemühen war darauf gerichtet, die Vorgänge des Lebens ſo weit als möglich aus der Herrſchaft der Geſetze abzuleiten, denen die Materie in der anorganiſchen Natur unterworfen iſt. Darin folgt ihm die ernüchterte Phyſiologie unſerer Tage. Sie hält einſtweilen für unerklärt, was ſich nicht als Wirkung phyſikaliſch-chemiſcher Kräfte erklären läßt, und ſie iſt weit entfernt, den reſignirten Forſcher Philiſter zu ſchelten, der es ausſprach, daß:

„In's Innere der Natur dringt kein erſchaffner Geiſt,
Zu glücklich, wann ſie noch die äußre Schale weiſt.“

Und so ist auch jetzt die Controverse über die Haller'sche Irritabilität in engere Grenzen eingedämmt: So lange wir leben und unsere Muskeln gebrauchen, ist der gewöhnlichste Reiz derselben unser eigener Wille. Der Wille, der vom Gehirn aus wirkt, gelangt zu den Muskeln durch Vermittlung der Nerven. Nerven sind aber auch noch in dem ausgeschnittenen Muskel enthalten und wenn also der ausgeschnittene Muskel auf Berührung, Galvanismus u. s. f. zuckt, so fragt es sich, ob auch in diesem Falle der Reiz durch Vermittlung der Nerven gewirkt oder ob er die Muskelfaser unmittelbar ergriffen habe. Das selbständige, vom Nerven unabhängige Zusammenziehungsvermögen des Muskels versteht man heute unter Haller'scher Irritabilität, und um sie zu bestätigen oder zu widerlegen, wird auch jetzt noch Jahr für Jahr eine Summe der feinsten und scharfsinnigsten Experimente in's Feld geführt.

Wenn dieser verhältnißmäßig einfache Gegenstand so viel Arbeit in Anspruch nimmt, so darf man sich nicht wundern, daß Haller mit den Resultaten seiner so Vieles umfassenden Thätigkeit nicht zufriedener war. In einer seiner letzten Vorreden bittet er die Nachwelt, ihm zu verzeihen, daß er nicht weiter vorgedrungen sei und so Manches unvollendet gelassen habe; er bittet, seinen Willen anzuerkennen und die menschliche Schwäche nachsichtig zu entschuldigen. Die Nachwelt verzeiht ihm nicht nur, sie blickt bewundernd an ihm hinauf und während

er in Bescheidenheit um Nachsicht bittet, ruft der Bruchtheil Nachwelt, dem auf seinen Spuren zu wandeln verliehen ist, mit gerechtem Stolz das Goethe'sche

„Er war unser!“

Johann Matthias Gesner

und

Christian Gottlob Heyne.

Von

Hermann Sauppe.

Geſtatten Sie mir, die Geſtalten zweier Männer ſo lebendig und wahr, als ich vermag, Ihnen vorzuführen, welche die Bedeutung unſerer Univerſität mit begründet und in ſegensreicher Thätigkeit zu ihrem Ruhme weſentlich beigetragen haben. Es iſt ein Zeitraum von 80 Jahren, über den ſich dieſe Wirkſamkeit erſtreckte. Denn Johann Matthias Gesner war unter den Erſten, welche der große Miniſter Gerhard Adolf v. Münchhauſen an die neue Anſtalt berief, beſtimmt, ein neues Leben deutſchem Geiſte und deutſcher Wiſſenſchaft zu erwecken; er blieb ihr treu bis zu ſeinem Tode 1761. 1763 folgte ihm Chriſtian Gottlob Heyne in der Profeſſur der Philologie, und an 50 Jahren angeſtrengter Thätigkeit für das Wohl der Univerſität fehlte nur eines, als er 1812 ſtarb. In einer Darſtellung hab' ich ſie zu verbinden geſucht, nicht nur weil ſie in ihren äußern Schickſalen

manches Aehnliche haben, sondern weil sich die Richtung ihres Wirkens, die Art ihres Einflusses auf die Entwicklung der Philologie und damit des geistigen Lebens überhaupt in Deutschland bei aller Verschiedenheit im Einzelnen doch in den Grundzügen als dieselbe erweist.

Gesner war am 9. April 1691 in dem Städtchen Roth an der Rednitz, südlich von Nürnberg, im Ansbachischen geboren, der Sohn des Stadtpfarrers. Dieser starb früh und ein Stiefvater sorgte zwar treu und liebevoll für ihn, aber da es viele Geschwister waren, lebte Gesner doch auf dem Gymnasium in Ansbach und seit 1710 auf der Universität in Jena in äußerster Dürftigkeit. Oft lebte er mehrere Tage von einigen Aepfeln, die er sich für die letzten sechs Pfennige seiner Baarschaft kaufte. Aber Nichts vermochte seine Heiterkeit zu trüben. Hoffnung trug ihn, wie in seinem ganzen Leben, über die unfreundliche Gegenwart hinüber; wenn eine Hoffnung fehlschlug, so war sein Trost, daß er sich doch in ihrem Scheine gesonnt habe, und er begann von neuem zu hoffen. 1712 trat er in das Haus des berühmten Professors der Theologie Buddeus ein und wurde bald aus dem Lehrer des Sohnes der Freund des Vaters. Schon 1714 erschien seine Abhandlung über die dem Lukian zugeschriebene Schrift „Philopatris", 1715 seine Pädagogik „Institutiones rei scholasticae". Während jene seinen kritischen Scharfblick und seine Kenntniß des Griechischen in einer für die damalige Zeit in Deutschland bewun-

dernswerthen Weise zeigt, lassen in der andern Reife des Urtheils und reiche Fülle gesunder, weittragender Gedanken den klaren Verstand und seinen gewissen Geist erkennen, der auch ohne Erfahrung das Richtige erfaßt und neue Wege zeigt. Eben wollte er seine Vorlesungen über Pädagogik beginnen und ein pädagogisches Seminar begründen, als er Ostern 1715 Conrector am Gymnasium in Weimar wurde.

Versuchen wir es, seine Schulgeschäfte, den immer vertrauteren Umgang mit dem feingebildeten Herrn v. Marschall genannt Greiff, seine Thätigkeit in der bedeutenden herzoglichen Bibliothek und Münzsammlung, die er ordnete und catalogisirte, seine schriftstellerischen Arbeiten, die „Chrestomathia Ciceroniana“ und „Pliniana“ und die Bearbeitung des Faber'schen „Thesaurus eruditionis scholasticae“, ferner das stillzufriedene, innige Familienleben mit Frau und Kindern — versuchen wir dies in ein Bild zu vereinigen, so erkennen wir den in aller Dürftigkeit der äußeren Lage glücklichen Mann, der in treuer und freudiger Pflichterfüllung zufrieden größerer Zukunft entgegenwächst. Rufe zur Uebernahme des Direktorats nach Heilbronn, Gotha und Dresden lehnte er ab. Als jedoch 1728 Ernst August, ein sehr begabter, aber leidenschaftlicher Mann, mit seinem Regierungsantritt Marschall v. Greiff, den Hofmarschall seines Oheims und Vorgängers Wilhelm Ernst, beseitigte und, um diesen um so empfindlicher zu kränken, auch Gesner

Bibliothek und Münzsammlung nahm, entschloß er sich, Ostern 1729 das Direktorat in Ansbach zu übernehmen.

Schon im Herbst 1730 ging er indeß als Rektor der Thomasschule nach Leipzig und es waren inhaltreiche vier Jahre, in denen er hier, unterstützt von Amtsgenossen wie Johann August Ernesti und Johann Sebastian Bach, die verrottete Zucht herstellte, die Unterrichtsweise vollkommen umgestaltete, die ganze Anstalt mit freudigem Leben erfüllte. An der wohlthuenden Wärme, mit welcher 30 Jahre später Ernesti, nach Gesner's Tode, dessen Leben schildert, fühlen wir, welch tiefen und nachhaltigen Eindruck Gesner's ganze Thätigkeit und Persönlichkeit gemacht hatte. Was er 1735 in der Vorrede zu einer Ausgabe des Livius über den Unterschied statarischen und cursorischen Lesens aussprach, daß nur anfangs ein kleines Stück des Schriftstellers langsam behandelt und durch sorgfältige Erklärung des Einzelnen auf die Eigenthümlichkeit in Sprache und Inhalt hingewiesen, dann aber rasch nach einander so viel als möglich gelesen werden solle, um dem Schüler ein Bewußtsein des Ganzen, sprachliche Erfahrung und sachliche Kenntnisse zu geben, das hatte er in Leipzig durch eigene Uebung bewährt gefunden. Und die „Chrestomathia graeca", die er damals herausgab, erweckte, wie der sonst so bescheidene Mann noch kurz vor seinem Tode mit freudigem Stolze ausspricht, in

Deutſchland ganz eigentlich erſt wieder das Studium des Griechiſchen.

So iſt es erklärlich, daß ſich Münchhauſen's Augen bei der Gründung der Göttinger Univerſität zuerſt mit auf ihn richteten, deſſen Schriften allgemein als trefflich anerkannt waren, mit dem ſich Tiberius Hemſterhuis, der große, bewunderte Philolog in Leyden, zur Bearbeitung des Lukian verbunden hatte. Im Sommer 1734 kam Gesner als Profeſſor der Poeſie und Beredtſamkeit nach Göttingen. Freilich erhielt er nur 700 Thaler, weniger als in Leipzig, — einen Gehalt, der bis zu ſeinem Tode der gleiche blieb, obgleich er auf den Wunſch Münchhauſen's mehrfach Gelehrte für bedeutend höhere Summen, Johann Auguſt Erneſti für 1400 Thaler, der Univerſität zu gewinnen ſuchte; — ſo hatte er doch das Bewußtſein, daß er erſt in akademiſcher Thätigkeit volle Gelegenheit nach dem, was ihm an geiſtiger Kraft verliehen ſei, zu wirken und zu nützen finden könne.

Und er fand, was er hoffte. Neben Mosheim und Haller war es Gesner, der am meiſten zum raſchen Aufblühen der Univerſität beitrug, und die wichtigen Anſtalten, die er ſchuf, ſind noch immer in voller Wirkſamkeit. Denn er war es, der die Bibliothek gründete und bei ſeiner umfaſſenden Gelehrſamkeit und Bücherkenntniß mit raſtloſer Thätigkeit bis an ſeinen Tod vermehrte. Faſt jede Woche gingen Paquete von Katalogen deutſcher und ausländiſcher Auk-

tionen, in denen er die für die Bibliothek wünschenswerthen Werke bezeichnet hatte, an Münchhausen nach Hannover. Sorgfältige Kataloge und außerordentliche Liberalität erleichterten und förderten die Benutzung. Gesner selbst war unermüdlich, denen, die sie benutzen wollten, die nöthigen Nachweise zu geben und angesehene Fremde in ihr herumzuführen, um ihr Freunde zu gewinnen, Verbindungen, die ihr nützlich werden könnten, anzuknüpfen, und den Ruf der Universität zu mehren. Es darf daher wol auffallen, daß unter all den Büsten und Bildern, die sie schmücken, gerade ihr Begründer noch immer fehlt. Die zweite Anstalt, die Gesner ihre Entstehung verdankt, ist das philologische Seminar, in dessen Errichtung Göttingen allen deutschen Universitäten vorangieng und Vorbild geworden ist. Durch dasselbe begründete er ganz eigentlich das Studium der Philologie als selbständiger Wissenschaft, durch dasselbe wurde es ihm möglich, zugleich tüchtige Lehrer für die Gymnasien heranzubilden. Nur solche Studierende, die durch eingereichte Arbeiten Begabung und Kenntnisse nachgewiesen hatten, fanden Aufnahme. In dieser reichen Thätigkeit fand er so volle Befriedigung, daß er mehrmals glänzende Berufungen in andere Wirkungsweise ablehnte, selbst die Aufforderung, die oberste Leitung des ganzen Schulwesens in den brandenburgisch-preußischen Landen unter Bedingungen zu übernehmen, die er selbst feststellen sollte.

Zu seiner amtlichen Thätigkeit fügte Münchhausen's Vertrauen auch noch die Aufsicht über sämmtliche Gymnasien der braunschweig-lüneburgischen Lande, und für sie arbeitete er die 1738 erschienene Schulordnung, in der die Einrichtung des Unterrichts nach Inhalt und Methode, die Führung der Disciplin, der stete Zusammenhang mit dem philologischen Seminar in Göttingen, in klarer und bündiger Weise festgestellt werden. Auch besuchte er die einzelnen Anstalten von Zeit zu Zeit, bisweilen von seiner Frau begleitet, besonders Ilfeld, für welches er 1749 eigene Gesetze verfaßte und herausgab. Aber die verschiedenen Stadtmagistrate, auch nicht wenige von den Rektoren, die in alter Gewöhnung sich Gesner's Neuerungen nur widerwillig oder nicht fügten, erschwerten ihm diese Wirksamkeit bedeutend, und erst allmählich durch seine Schüler und durch die Kraft der Wahrheit brachen sich die von ihm ausgesprochenen Ansichten Bahn.

1739 begründete er in seinem Hause eine deutsche Gesellschaft, die sich alle Sonnabende versammelte, um Gewandtheit im mündlichen und schriftlichen Gebrauch der bis dahin so vernachlässigten Muttersprache zu erlangen. Professoren, Studenten und andere gebildete Männer nahmen an den Uebungen Theil: Gesner selbst beklagt es, daß er zu spät sich in deutscher Darstellung auszubilden begonnen habe und deshalb sich die Gewandtheit und kunstvolle Form nicht mehr anzueignen vermöge, deren Mangel er selbst sehr wohl erkenne.

1751 wurde auf Haller's Anregung die Societät der Wissenschaften begründet und Gesner, das erste Mitglied der historisch-philologischen Klasse, übernahm nach Haller's, des Präsidenten, Weggang nach Bern 1753 das Direktorat, erst in jährlichem Wechsel mit Hollmann, 1761 allein.

Fügen wir nun zu all dem Erwähnten noch die Menge seiner regelmäßigen Vorlesungen über eine Reihe griechischer und lateinischer Dichter und Prosaiker, über die verschiedenen Theile der griechischen und römischen Alterthümer, über seine Grundzüge einer Einleitung in die allgemeinen Wissenschaften, d. h. Geschichte, Philologie und Philosophie, ferner über Pädagogik, Rhetorik und lateinischen Stil, so erstaunt man, wie er noch zu schriftstellerischer Thätigkeit Zeit und Kraft fand. Und doch war diese eine höchst bedeutende. Eine Anzahl zum Theil sehr umfangreicher Schriftsteller gab er mit ausführlichen Erläuterungen heraus, die römischen Schriftsteller über den Landbau, Plinius den Jüngeren, Quintilian's großes Werk über die Bildung des Redners, Lukian's Schriften in Verbindung erst mit Tiberius Hemsterhuis, dann mit Johann Friedrich Reitz, Horatius, Claudianus, die orphischen Gedichte. Ferner arbeitete er sein großes lateinisches Lexikon aus, den „Novus linguae et eruditionis romanae thesaurus", der 1747 und 1748 in vier großen Foliobänden, über 700 Bogen stark, erschien und noch jetzt vorzüglich wegen der sorgfältigen Be-

rückſichtigung der Sachen ſeinen eigenthümlichen Werth hat. Dazu kommt eine große Anzahl von akademiſchen Reden oder Gelegenheitsſchriften und von Abhandlungen für die Societät der Wiſſenſchaften des mannichfachſten Inhaltes. Natürlich ſind ſie von ungleicher Bedeutung, zum Theil aber haben ſie, wie die über den heraklitiſchen Gehalt der Schrift des Hippokrates *περὶ διαίτης*, erſt in neuerer Zeit volle Anerkennung gefunden. Nur die außerordentliche Leichtigkeit und Raſchheit ſeines Arbeitens, die alle bezeugen, welche ihm näher ſtanden, erklärt es, wie er zu Allem Zeit fand.

Nichts vermochte die heitere Klarheit ſeines frommen, treuer Pflichterfüllung bewußten Geiſtes zu ſtören. Immer war er unter Kollegen, wie im Verkehr mit den vornehmſten Kreiſen, des Grafen Hardenberg, des ſpäteren Miniſters v. Bähr, der willkommene und geiſtreiche, anregende Geſellſchafter, deſſen feinen, würdigen Formen man nichts vom Staube des Schulmanns und Profeſſors anmerkte. Daher wurde er auch öfter von der Univerſität zu Sendungen in gemeinſamen Angelegenheiten gebraucht, wie noch im Sommer 1760 an den Prinzen Xaver von Sachſen, der als Oberbefehlshaber des franzöſiſchen Heeres ſein Standquartier in Dransfeld hatte.

Aber am wohlſten war es ihm doch im ſtillen Frieden ſeines Hauſes (des jetzigen zoologiſchen Muſeums, wie ich von Wilhelm Grimm weiß, deſſen

Gattin Gesner's Urenkelin war). Gesner's Frau, Caritas, Tochter des Pfarrers Eberhard in Amt Gehren bei Ilmenau, ſtand ihm liebend und treuſorgend zur Seite, eine treffliche Hausfrau und Mutter, geweckten Geiſtes und immer heiteren Sinnes. Wie Gesner ſie achtete und liebte, zeigen am ſchönſten ſeine Worte, als ſie wenige Monate vor ſeinem eigenen Tode ſtarb. „Wenn eines allein bleiben mußte", ſagte er, „ſo will ich lieber der Verlaſſene ſein, als daß ſie es wäre." Beider Freude waren ein Sohn und eine Tochter, welche die Eltern ſelbſt allein unterrichtet hatten. Der Sohn ſtudierte hier und in Leyden Medicin und wurde noch bei Lebzeiten des Vaters Leibarzt des Kurfürſten von Sachſen. Die Tochter heirathete früh den Profeſſor der Medicin Huber, der, wie Sie vor acht Tagen hörten, von Münchhauſen zum Troſt für Haller aus Baſel hierher berufen worden war, aber ſchon 1742 als Leibarzt nach Kaſſel gieng. Bald trat eine Tochter von ihr in das Haus der Großeltern ein, und wie einſt Gesner in Weimar mit der einen Hand geſchrieben, mit der andern die Kinder gewiegt hatte, ſo ſang er auch jetzt der Enkelin vor, erzählte ihr Fabeln, dachte für ſie eine neue Art, das Leſen zu lernen, aus und lehrte ſie Latein, ſo daß ſie ſich lateiniſch mit dem Großvater unterhalten und für ihn den Index zu der Ausgabe des Horaz machen konnte.

Aber liebevolle Anhänglichkeit und Theilnahme reichten bei dem oft wol zornig aufbrausenden, doch immer rasch sich fassenden und zu der ihm eigenen Milde zurückkehrenden Manne weit über die Kreise der Familie hinaus. Armer Studierender nahm er sich, der Noth der eigenen Jugend eingedenk, nach Kräften an und auch aus eigenen Mitteln gab er ihnen oft, fast über seine Kräfte: fast immer hatte er mehrere an seinem Tische. Erst, als er Prorektor war, vermochten ihn die Hinweisungen seiner Kollegen auf das, was er den übrigen Professoren gegenüber zu thun schuldig sei, die Honorare für seine Vorlesungen regelmäßig einzufordern. Innige Freundschaft verband ihn bis zu seinem Tode mit Ernesti, unter den Collegen mit Michaelis und vielen Anderen; achtungsvolle und durch unbedingtes Vertrauen erwiederte Anhänglichkeit bewahrte er Münchhausen, der ihn über alle wichtigeren Angelegenheiten der Universität befragte. An allen seinen Schülern aber, namentlich den Mitgliedern seines Seminars, nahm Gesner warmen Antheil und förderte sie, wie er konnte. Oft traten ihm die Thränen in die Augen, wenn er Gutes von einem hörte; dann pflegte er wol lächelnd in Erinnerung an eine Jugendgeschichte zu sagen: „Das ist der Herr Vetter.“ Ein alter Mann, den er einst in der Kirche zu Ansbach heftig weinen sah, hatte ihm auf seine theilnehmende Frage, warum er so weine, geantwortet: „Ach der

Herr Vetter ist von der Universität zurück und predigt heute.“ Damals hatte er die Antwort nicht begreifen können.

Erst die Schrecken des siebenjährigen Krieges, die Unruhe und Noth, die damals über Göttingen kamen, störten die friedliche Ruhe seines Lebens, so rücksichtsvoll auch die französischen Befehlshaber gerade ihn behandelten. Nach dem Urtheil der Aerzte hatten die schlechten Lebensmittel seiner Gesundheit wesentlich geschadet. Gott ergeben, glücklich noch die Ausgabe der „Orphica“ auf dem Krankenbett vollendet zu haben, verschied er am 3. August 1761, wenige Monate nach Vollendung seines siebzigsten Jahres; gerade 27 hatte er an unserer Universität gewirkt.

Nicht allein in Deutschland betrauerte man seinen Verlust: denn nicht hier nur galt er als der Erste seines Faches, als einer der bedeutendsten Gelehrten seiner Zeit überhaupt, sondern ebenso viel galt er im Ausland. Der geistreiche Archäolog, Cardinal Quirini in Rom, stand mit ihm in vertrautem Briefwechsel, der gelehrte englische Arzt Askew sagte bewundernd über ihn zu Ernesti: „Talem neminem vidi“. Und David Ruhnken's Bitten verdanken wir den schönen, für den Geschilderten und den, der schildert, gleich ehrenvollen Brief Johann August Ernesti's über Gesner's Leben und Charakter.

Was war es denn aber, was ihm und durch ihn der Universität so hohe Ehre erwarb? Waren es

nur das reiche Wiſſen, der gewandte, in witzigen und feinen Wendungen immer bereite Geiſt, die Liebenswürdigkeit ſeines Weſens, die treue, unermüdliche Hingebung in Allem, was der Univerſität und den einzelnen Studierenden nützen konnte? Gewiß, alle dieſe Eigenſchaften fanden ſich in ihm, und nicht nur die Zeitgenoſſen, auch wir Nachkommen wären durch ſie zu dankbarem Andenken verpflichtet, denn — die Stätte, die ein guter Menſch betrat, iſt eingeweiht, ſein Beiſpiel wirkt unwillkürlich von Geſchlecht zu Geſchlecht fort. Aber ſeine Bedeutung war doch eine größere. Er hat die Methode des Unterrichts auf den Gymnaſien umgeſtaltet und der Philologie in Deutſchland neue Bahnen gewieſen, damit aber weſentlich dem Aufſchwung des geiſtigen Lebens, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in unſerm Vaterland begann, vorgearbeitet und den ſicheren Grund bereitet.

So hohe Verdienſte ſich die Reformatoren um die Gründung und Einrichtung der Gymnaſien erworben hatten, ſo traten doch die claſſiſchen Studien hinter die theologiſchen zurück, je mehr die Reformation alle Geiſter ergriff und beſchäftigte. Noch ungünſtiger geſtaltete ſich das Verhältniß in den dogmatiſchen Streitigkeiten, die der großen Zeit der geiſtigen Bewegung folgten, denn auch ſie nahmen denſelben Vorrang in Anſpruch. Dazu kam die Noth des dreißigjährigen Krieges, der, wie den äußeren Wohlſtand, ſo

das geistige Leben Deutschlands in vielen Gegenden vernichtete, überall auf das tiefste schädigte. So war ein trauriger Mechanismus in den ganzen Unterricht gekommen: wie früher, wurde auch jetzt fast nur Lateinisch gelehrt, im Griechischen Paläphatus, Kebes, Epiktet, das Neue Testament, Plutarch über Erziehung, höchstens etwa ein Buch Odyssee gelesen. Die Lehrer waren Theologen und betrachteten die Gymnasialstellung nur als die dürren Jahre, die sie vor der Erlangung einer Pfarre zu ertragen hätten, ein Studium der Philologie gab es nicht. Auch der Unterricht im Lateinischen bestand meist Jahre lang im Auswendiglernen und Einüben von Formen, ehe der Schüler an irgend einen Schriftsteller kam, und wenn man wirklich an einen solchen ging, so schien man an alles Andere eher bei den vielen Bemerkungen, die man machte, zu denken, als an die Auffassung dessen, was der Schriftsteller gesagt, und die Bildung des Geistes durch ihn. Zu frühes Ueben im Schreiben des Lateinischen unter der Leitung unkundiger oder halbkundiger Lehrer führte zu einem Stil, in dem wenig mehr von wahrer Latinität zu erkennen war. Es ist sicher ein Beweis für die unzerstörbare Kraft, die in der Erlernung der alten Sprachen und der Beschäftigung mit den Griechen und Römern, in dem nicht dem unmittelbaren Nutzen dienenden Wesen dieses Unterrichts liegt, daß sich unter so trüben Verhältnissen dennoch in den Gymnasien ein Zug zu höherem

geiſtigen Leben erhielt. Man fühlte auch das Verkehrte der eingetretenen Zuſtände längſt, und mehrfach hatte ſich ſchon das entgegengeſetzte Streben geltend gemacht, die Claſſiker zu beſeitigen und neuere Latiniſten, theologiſche, juriſtiſche, phyſikaliſche Compendia beim lateiniſchen Unterricht zum Grunde zu legen, um unmittelbar für den Beruf vorzubereiten. Dieſem Unweſen gegenüber übten Gesner's „Institutiones rei scholasticae“ und die Durchführung der hier ausgeſprochenen Anſichten in ſeiner weimariſchen, ansbachiſchen und leipziger Wirkſamkeit, die Verbreitung derſelben durch ſeine Stellung zu den braunſchweig-lüneburgiſchen Schulen und durch ſeine zahlreichen Schüler einen höchſt wohlthätigen Einfluß. Er verlangte, daß die Schüler, nachdem ſie nur die nothwendigſten Formen gelernt, ſofort zum Leſen der Schriftſteller geführt werden und durch dies die Geſetze der Sprache lernen ſollten, daß viel und zwar ſolches geleſen werde, das durch ſeinen Inhalt die Sachkenntniſſe der Schüler zu vermehren, ihren Geiſt mit großen Gedanken zu erfüllen, ihren Geſichtskreis zu erweitern und ihren Geſchmack, ihr Gefühl für alles Edle und Gute zu wecken geeignet ſei, daß eine Schrift raſch nach einander vollendet werde, um ſie auch als Ganzes auffaſſen zu können. Er verlangte ferner, daß neben dem Lateiniſchen ebenſo das Griechiſche tüchtig getrieben, daß auch ſorgfältige Beſchäftigung mit der Mutterſprache in den Unterricht aufgenommen werde,

daß Mathematik und Physik die nöthige Berücksichtigung finden. Alles dies sind berechtigte Forderungen, denen entweder seitdem die Gymnasien entsprochen haben oder nur zu eigenem Nachtheil nicht entsprechen.

Gesner war es aber auch, der zuerst das Studium der Philologie als selbständiger Wissenschaft in Deutschland begründete. Nach den großen Tagen Melanchthon's und seiner Schüler waren die Philologen in Deutschland ausgestorben; wer sich etwas leisten zu können getraute, ging nach Holland, wo sie in voller Blüthe stand. Gesner aber zeigte sich gleich durch seine erste Jugendschrift als selbständigen Forscher und als feinen Kenner der damals in Deutschland ganz vernachlässigten griechischen Sprache.

Und nicht allein, daß er sich bald in der Kenntniß beider alten Sprachen den großen Holländern ebenbürtig zeigte und wie sie Vertrautheit mit Geschichte und Alterthümern unzertrennlich von der Beschäftigung mit der Sprache erachtete, die Kunst der Erklärung hat er ganz eigentlich erst geschaffen. Mit jedem neuen Schriftsteller, den er herausgibt, sehn wir seine Methode sich befestigen und abklären, bis sie in der klassischen Ausgabe der Gedichte Claudian's ihre Vollendung erreicht. Die Grundsätze, die er hier aufstellt und befolgt, keiner Schwierigkeit des Schriftstellers aus dem Wege zu gehen, wo dem Erklärer etwas unverständlich bleibt, es offen und wahr zu be-

kennen, aber auch nie, weder über Sprachliches, noch über Sachen, mehr zu bemerken, als zum Verständniß einer Stelle nöthig ist, diese Grundsätze sind sein Eigenthum und bleiben die Gesetze richtiger Erklärung für alle Zeit. Allerdings tritt die Kritik in seinen Ausgaben zu sehr zurück. Obgleich er auch in dieser Beziehung früher Bedeutendes geleistet hatte, empfand er doch in späterer Zeit Scheu vor dem Antasten des Gegebenen, vor jeder Aenderung; zu oft, sagt er in der Vorrede zu Horaz, habe er sich später überzeugt, daß Vermuthungen, die früher nicht nur ihm als richtig erschienen, sondern auch den entschiedenen Beifall Anderer gefunden, unnöthig, also unrichtig seien. Mit den Jahren wuchs diese ehrfurchtsvolle Scheu vor der Ueberlieferung. Sie hat seinen Blick namentlich bei den „Orphica“ getrübt, die er, das Erzeugniß später Jahrhunderte, in homerische Zeiten setzen möchte. Aber auch Ruhnken, ein Meister der Kritik, war fast derselben Ansicht über diese Dichtungen, und dürfen wir uns überhaupt wundern, wenn Gesner, der so Großes geleistet, in dieser Beziehung die Schranken, die jedem Geiste gesetzt sind, zu überschreiten nicht vermochte?

Sicher ist, daß seine Weise, die Alten zu behandeln, die Schüler der Gymnasien mit Liebe zu denselben erfüllte und frisches Leben in ihnen entzündete, daß Griechen und Römer durch ihn wieder über die Grenzen der Zunft in die Kreise der Gebildeten einzogen

und still die Saat ausstreuten, aus der das neue Leben des deutschen Geistes emporwuchs *). —

Ich gehe zu Heyne über. Im Jahr 1754 konnte man in der großen und glänzenden Bibliothek des Reichsgrafen Brühl zu Dresden häufig zwei junge Männer sehn, beide unscheinbar und ärmlich, den einen unersättlich im Bücherfordern, den andern bei aller Dienstfertigkeit ärgerlich der Gier des ihm kaum dem Namen nach Bekannten zu genügen bemüht. Wer konnte ahnen, daß beide binnen zwei Jahrzehnten von ihrem Zeitalter weithin durch die Lande bewundert werden, daß sie im dankbaren Gedächtniß kommender Geschlechter unvergänglich fortleben würden? Der Bücher Fordernde war Johann Jakob Winckelmann, der ärmliche Bibliotheksskopist Christian Gottlob Heyne.

Nur mit tiefer Wehmuth rufen wir uns den Kampf mit der bittersten Dürftigkeit, häufig genug buchstäblich mit dem Verhungern, ins Gedächtniß, den Heyne von frühesten Kindestagen bis zu seiner Berufung nach Göttingen zu bestehen hatte. Wir dürfen uns nicht wundern, wenn die Noth und Gedrücktheit jener Zeit einen Schatten in seinem Geiste zurückließen, wir erklären uns daraus die Bitterkeit und Menschen-

*) Wenn hier Manches aus einem früheren Vortrag (Weimarische Schulreden, S. 57—76) wiederholt ist, so wird dies keiner Entschuldigung bedürfen.

verachtung, die immer wieder einmal aus dem gewöhnlich so milden und menschenfreundlichen Gemüth hervorbricht.

Heyne war am 25. September 1729 zu Chemnitz geboren. Sein Vater, ein armer Leinweber, vermochte Tag und Nacht arbeitend kaum seinen Kindern das trockene Brod zu erwerben, oft rang die Mutter die Hände und weinte, wenn sie Sonnabends nach Hause kam, ohne die Arbeit des Mannes verkauft zu haben, und nun selbst das Brod nicht kaufen konnte. Wenn dann die ältere Schwester und Heyne barfuß herum liefen, um die Arbeit des Vaters um ein paar Groschen billiger anzubieten, da wuchs in seinem Herzen Zorn über die Reichen und Haß gegen die Menschen heran.

In der Vorstadtschule kam er rasch vorwärts, aber den Groschen wöchentlich für eine Privatstunde, um etwas mehr zu lernen, hatten die Eltern nicht, endlich zahlte ihn sein Pathe, ein Bäcker. Sein Vater wollte, daß er Weber werde und ihn in der Ernährung der Familie unterstütze, aber er sehnte sich auf das Gymnasium, und ein zweiter Pathe, ein Pfarrer Seydel, verstand sich den Gulden Quartalgeld zu übernehmen und ihm den blauen Mantel der Gymnasiasten anzuschaffen. Dafür peinigte er den Knaben mit lateinischem Versemachen und man begreift kaum, wie Heyne, der hier nur immer Unzufriedenheit fand, zu Hause scheele Gesichter sah, daß er nichts verdiene, die

Bücher für den Unterricht, da er sie nicht kaufen konnte, selbst abschreiben mußte, Lehrer ohne ordentliche Kenntnisse und anregende Kraft hatte, auszudauern vermochte und, freilich unordentlich, ohne Zusammenhang und Gründlichkeit, doch allerlei zu lernen möglich machte. Geld für seine Lampe und zu einem kleinen Zuschuß in die Haushaltung, um nicht als unnützer Zehrer gescholten zu werden, verschafften ihm einige Privatstunden, einige derselben zugleich den einzigen Trost, den er fand, bisweilen in eine gebildetere Familie zu kommen. Zutrauen zu sich selbst gewann er erst, als einst bei dem Examen auf die Frage des Scholarchen, welches Anagramm man aus Austria machen könne, er allein, der letzte in Secunda, plötzlich rief: „vastari“ und dafür das laute Lob des Scholarchen erntete, freilich auch die Feindschaft der Mitschüler auf sich zog. Endlich kam die Zeit der Universität und jetzt begann die Noth erst recht. Mit zwei Gulden kam er (1748) in Leipzig an und Seydel, ein wohlhabender, unverheiratheter Mann, der ihm das Nöthigste zu geben versprochen hatte, schickte nichts oder nach langer Zeit einmal so wenig, daß davon selbst nicht die dringendsten Schulden, die Heyne, um sich nur Brod zu kaufen, gemacht hatte, getilgt werden konnten. Tage lang hungerte er, weil er nicht einmal den Dreier zum Brod hatte, und er wäre verhungert, wenn nicht das Mädchen, das in dem Hause die Aufwartung hatte, sich seiner erbarmt und

aus ihrem Geld ihn ernährt hätte. Vor Kummer und körperlicher Erschöpfung wurde er gefährlich krank, und als endlich doch die Natur siegte, war es nicht Hoffnung — so sagt er selbst —, was ihn aufrecht erhielt, sondern nur der Trotz gegen Welt und Schicksal. Stipendien erhielt er nicht, Collegien konnte er nicht hören, da er das Honorar nicht hatte: ein einziges Privatum bei Ernesti zeigte ihm den Weg, die Schriftsteller richtig zu behandeln, und Professor Christ gestattete ihm die Benutzung seiner Bibliothek. Von Zeit zu Zeit milderten Privatstunden seine Noth. Er entschloß sich endlich, die Rechte als Brotstudium zu wählen, und Bach wurde ihm hierin und in der Geschichte ein tüchtiger Lehrer. Aber Sachwalter wollte er nicht werden, sich zu habilitiren hatte er kein Geld. Da fand ein lateinisches Gelegenheitsgedicht von ihm den Beifall des Ministers Grafen Brühl, und er wurde aufgefordert sich diesem vorzustellen.

Er machte Schulden, um sich neu zu kleiden, und ging nach Dresden (April 1752). Aber, obwohl gnädig aufgenommen, erhielt er doch nichts. Allein, ohne jemand zu kennen, ohne Geld, ohne Verdienst, war er wiederum lange dem Hungertod nahe; leere Erbsenschoten, die er sammelte und kochte, waren manchmal alles, was er zu essen hatte. Ein Kandidat Sonntag nahm ihn auf sein Zimmer, hier schlief er, da er kein Bett hatte, ein Buch als Kopfkissen, auf dem kahlen Fußboden. Endlich wurde er 1753 (November) als Kopist auf der

brühl'ſchen Bibliothek mit 100 Thlr. Jahresgehalt angeſtellt. Da dieſe nicht ausreichten, ſuchte er durch Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen und Griechiſchen etwas zu verdienen, und auch zwei bedeutendere Arbeiten, die Ausgaben des Tibull und Epiktet, die erſten Staffeln zu ſeinem ſpäteren Ruhm, gelang es ihm zu vollenden. Da brach 1756 der ſiebenjährige Krieg aus, Brühl flüchtete, und Heyne erhielt weder die 200 Thlr., die jener ihm für den Unterricht ſeines Sohnes verſprochen hatte, noch eine Zulage von 100 Thlr., die der Miniſter angewieſen, noch auch nur ſeinen Gehalt. Wieder brach der bitterſte Mangel über ihn herein.

Endlich (Herbſt 1757) wurde ihm der Unterricht eines jungen Adligen, v. Broitzen, übertragen, er ſelbſt in das Haus der Schweſter deſſelben, einer jungen, geiſtreichen und edel denkenden Frau v. Schönberg, eingeführt. Sie und eine Freundin, die bei ihr lebte, Thereſe Weiß, waren die erſten feingebildeten Frauen, die er kennen lernte, und bald fühlten ſich die ernſte Thereſe und Heyne zu einander hingezogen. Nachdem er das Jahr 1759 mit ſeinem Zögling auf der Univerſität Wittenberg zugebracht hatte, verlobte er ſich mit ihr. Aber neue Schickſalsſchläge ſollten ihn treffen. Bei dem Bombardement von Dresden verbrannte alle ſeine Habe, und mit ihr die Thereſens, die ihm, als ſie mit Frau v. Schönberg auf's Land zog, was ſie beſaß, anvertraut hatte; alle ſeine Papiere verbrannten mit. Und da die brühl'ſche Biblio-

thek ebenfalls halb verbrannt, halb geplündert war, so schob man ihm die Schuld davon zu, und er mußte gerichtliche Untersuchung fürchten. Dennoch, gerührt durch die Liebe seiner Braut, die nach schwerer Krankheit, um nie wieder Trennung von dem Geliebten fürchten zu müssen, zur protestantischen Kirche übertrat, und in jenem Trotze gegen das Schicksal, der sein Herz von neuem erregte, heirathete er sie im Juni 1761. Sie lebten meist auf dem Gute Mangelsdorf eines Herrn v. Löben in der Oberlausitz; politische Flugschriften gegen Preußen und Uebersetzungen aus dem Französischen beschäftigten ihn in der Zeit, die ihm die übertragne Aufsicht über die Verwaltung des Gutes übrig ließ.

Endlich nahten bessere Tage. Nach Gesner's Tode suchte Münchhausen David Ruhnken in Leyden als dessen Nachfolger zu gewinnen, aber dieser lehnte es ab und empfahl Heyne, den Ernesti kennen müsse; wenn er jetzt noch nicht bekannt sei, so seien nach seinem und Hemsterhuis' Urtheil Tibull und Epiktet Bürgen, daß ihn bald das gesammte gebildete Europa bewundern werde. Kaum ist je eine Prophezeiung glänzender in Erfüllung gegangen. Ernesti, an den sich Münchhausen wendete, bemühte sich erst vergebens, Heyne ausfindig zu machen; endlich, nach längeren Verhandlungen, sandte Münchhausen am 26. Februar 1763 an Heyne die Berufung zur Professur der Poesie und Beredsamkeit

in Göttingen; zugleich wurden ihm das Bibliothekariat, die Direktion des philologischen Seminars und eine Stelle in der Societät der Wissenschaften zugesagt und 800 Thlr. Gehalt bewilligt.

Am 29. Juni 1763 traf er in Göttingen ein, und wie Gesner lehnte er alle Berufungen, als Direktor der Kunstsammlungen nach Cassel, als Abt nach Klosterbergen, als Bibliothekar nach Dresden, als Prokanzler nach Kopenhagen zu gehn, so glänzend sie waren, ab, und erst der Tod endete nach 49 Jahren rastloser Thätigkeit sein Wirken für die Universität.

Wol brachte auch das Leben in Göttingen, ganz abgesehen von den Anstrengungen der durchaus neuen Amtsthätigkeit in den ersten Jahren und den Nebel- und Sturmtagen, die etwa im Gang der akademischen Dinge vorkommen, seine tiefen Schmerzen. Kaum hatte er 1775 sein Haus im Papendieck, das jetzt die Klosterkammer besitzt, gekauft, so starb die treue Gefährtin, die ihn in schweren Tagen allein aufrecht erhalten hatte, seine geliebte Therese. Aber als er im Jahre 1777 Georgine Brandes, die jüngere Tochter des trefflichen, ihm längst innig befreundeten Hofrath Brandes in Hannover, zur zweiten Gattin gewonnen hatte, gestaltete sich sein Leben so, daß wir ihn wohl glücklich nennen dürfen. Sein Wirkungskreis war groß, und er hatte das Bewußtsein, ihn zu erfüllen, sein Einfluß war bei dem unbedingten Vertrauen Münchhausen's und der herzlichen Freundschaft mit

den Referenten in Universitätsangelegenheiten, erst Georg Brandes, dem Vater, und dann Ernst Brandes, dem Sohne, in allem, was die Universität anging, fast entscheidend, seine wissenschaftlichen Arbeiten fanden in ganz Europa einstimmige Anerkennung, und Ruhm ward ihm in glänzender Fülle, dankbare Zuhörer und Schüler aller Stände, die zu Tausenden zählten, Deutsche aus allen Gegenden und Ausländer, bewahrten ihm treue Anhänglichkeit, allgemeine Hochachtung umgab ihn, und der stille und nothwendige Grund alles dessen, was die Menschen Glück nennen, ein frohes, inniges Familienleben, wurde ihm in schönster Weise zu Theil. Erst gegen das Ende seines Lebens, wie bei Gesner, erfährt diese glückliche Gestaltung seiner Verhältnisse ernste Störungen und Gefährdungen.

Doch betrachten wir ihn zunächst als Lehrer. Die Philologie ist ihm nicht sowol eine besondere Wissenschaft, als der Inbegriff dessen, was zu allgemein menschlicher Bildung führt und gehört. Das Lesen der Alten soll den Sinn für das Schöne und Gute entwickeln und befestigen, die Kenntniß des griechischen und römischen Alterthums so viel umfassen, als zum Verständniß der Klassiker erforderlich ist. Zu Kollegien daher, in denen er bald Homer's Ilias oder Odyssee, bald Pindar, bald Horatius' Gedichte erklärte, und den Uebungen des Seminars, in denen er zu richtiger Methode der Erklärung anleitete,

kamen in ſich regelmäßig wiederholender Folge die vier Vorleſungen über römiſche und griechiſche Literatur, über römiſches und griechiſches Alterthum. Aber die Literatur umfaßt ihm zugleich die geſammte Kulturgeſchichte, die Bildung der Mythen und Sagen, die Geſchichte der Sprache; unter Alterthum verſteht er alles, was zur Entwicklung des öffentlichen, geſellſchaftlichen, religiöſen, privaten Lebens eines Volkes gehört. Außerdem hielt er noch von Zeit zu Zeit beſondere Vorleſungen über Kritik, über Hermeneutik, über Mythologie. Zuerſt ferner fügte er in den Kreis philologiſcher Studien die Archäologie ein, in der er, geordnet nach Idealen, die erhaltenen Werke der bildenden Kunſt und Malerei in Abgüſſen oder Abbildungen vorlegte und an die Beſprechung derſelben Bemerkungen über Technik, Kunſtmythologie, Muſeographie, Topographie Roms anknüpfte, vorzüglich aber zu beſtimmterer Kenntniß und Empfindung der Schönheit hinzuleiten ſuchte. Endlich gab er auch in einem Kollegium Anweiſung zu deutſchen und lateiniſchen Ausarbeitungen in den verſchiedenſten Stilgattungen. Vorträge über Grammatik und Metrik fehlen noch ganz; auch bei der Erklärung der Schriftſteller trat das Sprachliche zurück. Wenn dies Zurücktreten die Schwäche ſeiner Methode bildet, welche namentlich vielen ſeiner Schüler Nachtheil gebracht hat, ſo läßt ſich nicht verkennen, daß er ſowol durch die Vorträge über die griechiſchen und römiſchen Dichter, in denen er

das für das sprachliche Verständniß Nöthige so kurz als möglich andeutete, dagegen immer das poetische Element zur Empfindung und Erkenntniß zu bringen suchte, als durch die Archäologie Studierende aller Facultäten anzog und so die Liebe zu der alten Literatur in weite Kreise der Gebildeten verbreitete, dem klassischen Alterthum Verehrer gewann und der Philologie und den Philologen eine weit angesehenere Stellung verschaffte, als sie früher gehabt hatten. Auch das war eine wesentliche Erweiterung des philologischen Gesichtskreises, daß er in der Betrachtung des Alterthums die öffentlichen Verhältnisse, die Entwicklung der Verfassung und des staatsbürgerlichen Lebens mehr berücksichtigte, als das irgend früher bei den Italienern, Franzosen und Holländern, als es von Gesner geschehen war. Mit unverdrossenem, liebevollem Eifer leitete er die Uebungen der Seminaristen sowol in der Erklärung schwieriger Schriftsteller, als in der Ausarbeitung eigener Abhandlungen.

Seine schriftstellerische Thätigkeit war eine zweifache, er erklärte Dichterwerke oder untersuchte einzelne Punkte der Geschichte und Alterthümer. Am meisten Anerkennung gefunden und am meisten zu seinem Ruhm beigetragen haben die Ausgaben des Tibull und Virgil. Von jener sind drei Auflagen, von dieser ebenfalls drei in vier Bänden erschienen, aber dazu kommen drei Ausgaben in London, eine Prachtausgabe in 4^0 in acht Bänden, eine in 8^0 in vier

Bänden mit Kupfern und eine in 8° ohne Kupfer, eine Ausgabe in Amerika, ferner eine deutsche Prachtausgabe in sechs Bänden, endlich zwei Handausgaben in zwei Bänden. Der Beifall, den die Behandlung des Virgil fand, war außerordentlich, und um so allgemeiner, als es Virgil, der bewundertste Meister der römischen Poesie, war, der hier zum erstenmal in geschmackvoller, auch dem, der nur den Genuß der Dichtung suchte, zugänglicher und genehmer Weise erklärt war. In wie dauerndem Andenken sich diese Ausgabe erhalten hat, zeigt, daß sie noch 30 Jahre nach ihrer letzten Bearbeitung durch ihn, 20 Jahre nach Heyne's Tode von neuem erschienen ist. Wir finden in ihr die gesner'sche Methode angewendet, nie etwas mehr, als zum Verständniß nöthig ist, zu geben, aber auch keiner Schwierigkeit aus dem Wege zu gehn. Alles Bemerkte findet einen einfachen und klaren Ausdruck, ohne irgend Gelehrsamkeit zur Schau zu tragen. Nur sucht Heyne mehr als Gesner auf das Wesen der poetischen Schönheit, bald durch die Zurückführung des dichterischen Ausdrucks und der Bilder auf den einfachen Gedankengehalt, bald durch Andeutungen über die Kunst der Anordnung und Behandlung, manchmal wohl auch nur durch einen Ausruf der Bewunderung, hinzuweisen. Bei ihm hält sich das Letztere in bescheidenen Schranken, bei manchen seiner Schüler wird es zur Unsitte. Sprachliche Schwierigkeiten finden nur sehr kurze, Eigenthümlichkeiten nur wenig Erörte-

rung; das Sachliche dagegen wird bündig und meiſt treffend erklärt, wenn es längerer Ausführung zu bedürfen ſcheint, in eine Reihe von Excurſen verwieſen.

Die ſchwache Seite Heyne's wie Gesner's iſt die Kritik. Nicht allein bezeichnet er es wiederholt als eine Art von Eitelkeit, durch Aenderungen glänzen zu wollen, von der er ſich frei gemacht habe, ſondern auch die nicht unbedeutenden Abweichungen ſo uralter Zeugen der Ueberlieferung, wie wir ſie im Virgil an Handſchriften des vierten, fünften und ſechſten Jahrhunderts haben, die er kennt und verzeichnet, beſtimmen ihn nur ſelten zu einer Aenderung des einmal in den Ausgaben Vorhandenen oder zu einer Erörterung der Verſchiedenheiten in der Ueberlieferung.

Pindar herauszugeben war 1773 ein kühnes Unternehmen. Seit Erasmus Schmid's Ausgabe von 1616 war er faſt vergeſſen. Dialekt, Metrik, die überaus kühne, kurze, bilderreiche Sprache, die Eigenthümlichkeit der ganzen Dichtungsart, die Menge der dunklen, geſchichtlichen und mythiſchen Beziehungen, die Fehler der Ueberlieferung machen ſeine Erklärung außerordentlich ſchwer. Heyne's Verdienſt war es, ihn wieder in das Leben der Philologie zurückgeführt zu haben, und Erklärung und Verbeſſerung des Textes förderte er um ein Bedeutendes, aber wie er ſelbſt noch ſeine Unſicherheit im Metriſchen zugeſtand und Gottfried Hermann zur Erörterung deſſelben auf-

forderte, so würde er bei seiner Wahrheitsliebe auch erkannt haben, daß erst durch Boeckh's Ausgabe der Grund zum vollen Verständniß des Dichters gelegt worden ist.

Wie Gesner auf die Orphica, so legte Heyne den größten Werth auf seine Ausgabe der Ilias, und doch befriedigt auch unter Heyne's Werken diese große Arbeit am wenigsten. Die feinen Gesetze der homerischen Sprache, das Verhältniß der Gesänge unter einander, die mythologischen Anschauungen und das ganze Wesen der epischen Poesie waren damals noch zu wenig erörtert und Heyne zu sehr in älteren Vorstellungen befangen, als daß ihm das Werk gelingen konnte. Es kränkte ihn tief, daß es wenig Anerkennnng fand, daß vielmehr J. H. Voß, F. A. Wolf und Immanuel Bekker schonungslos die Mängel desselben aufdeckten*), und wenn immer der Ton, in dem es geschah, dem hochverdienten Manne gegenüber nicht eben der richtige war, so müssen wir doch die Ausstellungen meist als begründet erkennen.

Seine lateinischen Abhandlungen in den Schriften der Gesellschaft der Wissenschaften und in einer langen Reihe akademischer Gelegenheitsschriften, die deut-

*) Jen. Allg. L.-Z. 1803, Mai, und 1806, Februar. Ueber jene Recension vgl. Arnoldt, Fr. A. Wolf, S. 410 f., über diese J. Bekker's Homer. Blätter, S. III.

schen zur Kunstgeschichte haben eine große Menge wichtiger Fragen zuerst in Untersuchung gezogen, wie die über die Epochen des Kastor, über die Kunst der Etrusker, über die Quellen Diodor's, über die philostratischen Bilder, über die Geschichte der griechischen Staaten in Großgriechenland und Sicilien, die Beiträge zur Chronologie der Kunstgeschichte; sie haben alle in ihrer leichten gefälligen Darstellung bei ihrem Erscheinen anregend gewirkt und viele haben noch jetzt ihren Werth.

Heyne selbst schreibt schon 1757 an Münchhausen, er hat es dann öfter wiederholt, daß er mehr inneren Beruf zum Geschäftsmann als zum Gelehrten habe, und in der That erregt es Staunen, welche Menge der verschiedensten, vorübergehenden und dauernden, größter Umsicht und Beharrlichkeit bedürftigen Geschäfte ihm nach und nach übertragen wurde. Und alle besorgte er trefflich, zur wahren Förderung der Universität und des allgemeinen Besten.

Zuerst die Bibliothek. Er übernahm etwa 60,000 Bände und schon 1788 konnte er 200,000 als Zahl derselben angeben. In alle Länder erstreckte sich seine Korrespondenz, alle bedeutenderen Auktionskataloge ging er durch, um die Bibliothek immer vollständiger zu machen und in gleichem Schritt mit der Zeit zu erhalten. Nur bei seiner höchst vielseitigen Gelehrsamkeit war es möglich, ohne Einseitigkeit zu verfahren. Ferner wurde unter seiner Betheiligung und Anlei-

tung der große alphabetische Katalog in den Jahren 1777—1787 angefertigt und so eingerichtet, daß die Anlage dauernd für alle Zeit ist und nur selten ein einzelnes Blatt umgeschrieben zu werden braucht. Es hat derselbe immer als Muster eines Katalogs gegolten. Durch Heyne erfolgten auch alle Zahlungen für die Bibliothek.

Ferner übernahm er 1670 das Sekretariat der Societät der Wissenschaften und hatte als solcher, da Haller, der Präsident, nicht nach Göttingen zurückkehrte und Michaelis sein Direktorium niederlegte, alle Geschäfte und Korrespondenz der Societät zu besorgen, die Reden in den öffentlichen Versammlungen zu halten und die Abhandlungen herauszugeben. Auch die Redaktion der „Gelehrten Anzeigen" war damit verbunden, und er hat auch dies mühselige und oft verdrießliche Geschäft bis an seinen Tod so verwaltet, daß ihr Ansehn und ihre Verbreitung auch durch die sturmvollen Jahre seit 1789 sich erhielten und mehrten. Die Zahl der eigenen Anzeigen, die er beitrug, schlägt Heeren auf mindestens 7- bis 8000 an. Die Briefe an Sömmering zeigen, wie unablässig er bemüht war, für die bedeutenden neuen Erscheinungen der verschiedenen Fächer die geeignetsten Beurtheiler zu finden. Die Zahlungen endlich für die Societät wie jene für die Bibliothek besorgte er allein.

Zu diesen Geschäften kam 1774 noch die Inspektion der Freitische und die Führung ihrer Kasse.

1770 war ihm ferner eine Reorganisation des Pädagogiums zu Ilfeld von Münchhausen aufgetragen worden und es stand von da an, nach den Gesetzen, die er für dasselbe ausarbeitete, unter seiner besondern Aufsicht; jedes Jahr ging er auf acht Tage dorthin, wohnte den Prüfungen bei und überzeugte sich bis ins Einzelnste vom Zustand der ganzen Anstalt. Dies veranlaßte 1798 den Magistrat von Göttingen zu der Bitte an ihn, eine Umgestaltung des hiesigen Gymnasiums zu leiten. Auch dieses mühevolle Geschäft führte er mit glücklichem Erfolg durch und gab die „Neue Schulordnung und Verfassung für die Stadtschule zu Göttingen" noch in demselben Jahre heraus. Der Beschluß des Magistrats, zum Dank dafür sein Haus von allen Steuern zu befreien, erfreute und rührte ihn mehr als viele andere Ehrenbezeugungen. Auch das Gymnasium zu Hannover ordnete er auf Wunsch des dortigen Magistrats in den Jahre 1802 und 1803 mit vieler Mühe.

Und zu alledem kommt nicht allein sein ausgebreiteter Briefwechsel mit Gelehrten aller Länder, mit Bekannten und Unbekannten, Hohen und Niedern, die sich seines Rathes erholten, sondern namentlich der ununterbrochene Verkehr mit den Behörden in Hannover. Münchhausen gewann sehr bald eine solche Neigung, ein so unbeschränktes Vertrauen zu ihm, daß kaum irgend etwas an der Universität geschah oder geschehen sollte, worüber er nicht Heyne's Be-

richt und Gutachten verlangte. Ein solch vertrautes Verhältniß zwischen einem mächtigen Minister und dem ihm unterstellten Professor ist namentlich in damaliger Zeit einzig in seiner Art und war nur zwischen einem Manne von so großartiger Denkweise, wie Münchhausen, und einem so vielseitig gebildeten Gelehrten möglich, der Menschen und Dinge mit größter Sicherheit und Klugheit beurtheilte und auch dem Minister gegenüber Freiheit und Selbständigkeit seines Urtheils mit Festigkeit wahrte, nie seiner Würde etwas vergab. Auch nach Münchhausen's Tod am 26. November 1770 blieb sein Einfluß auf alle Universitätsangelegenheiten derselbe, ja er steigerte sich, da nur die Referenten, erst Georg Brandes, dann Ernst Brandes, und außer ihnen Heyne genaue Kenntniß alles Einzelnen hatten, Heyne aus eigener Anschauung natürlich noch eingehendere, als jene, und zwischen diesen durch Freundschaft und Verwandtschaft eng verbundenen Männern das unbeschränkteste Vertrauen nie erschüttert ward. Namentlich auch bei Berufungen war sein Rath fast maßgebend. Selbst als 1806 die Universität dem westphälischen Königsstaat einverleibt wurde, blieb Heyne's Einfluß bei den Kultusministern in Kassel, Johannes v. Müller und nach dessen Tode Leist, besonders unter dem ersteren, fast derselbe wie früher. Welche Masse von Geschäften dadurch für Heyne erwuchs, ist begreiflich; mit jedem Posttag gingen seine Briefe und Berichte

nach Hannover. Von Münchhausen (aus 7 Jahren) sind 500, von Georg Brandes 2000 Briefe an Heyne vorhanden; eben so oft also hat er geantwortet. Ueberhaupt ist es ganz glaublich, wenn Heeren sagt, daß Heyne jährlich über 1000 Briefe zur Post gegeben habe, also die große Menge von Billeten nicht gerechnet, durch die er seine Geschäfte in Göttingen zu besorgen pflegte. Denn Besuche zu machen liebte er nicht.

So sehr aber Heyne Geschäfte liebte und so sehr ihm Arbeit das eigentliche Lebenselement war, so würde er doch kaum so mannichfaltige, zum großen Theil zerstreuende und mit allerlei Verdruß und kleinlicher Mühwaltung verbundene Arbeiten auf sich genommen haben, wenn nicht Liebe zur Universität und das Streben zu nützen ihn immerdar zu jeder Aufopferung bereit gemacht hätten. Freilich waren ihm aus der Noth der Jugend Menschenverachtung nnd Selbstgefühl, zugleich damit ein in sich geschlossenes Wesen geblieben. Noch 1795 schreibt er an Sömmering: „Leider verliert man alle Achtung für die Species von Thieren, die Menschen heißen", und ähnliche Aeußerungen kommen viele vor. Von Menschen erwartete er nichts. Aber um so rührender und erhebender ist seine Hingebung für das Wohl und den Ruhm der Universität, sein Streben, das Gute zu fördern, wo er kann, Einzelnen zu helfen, wie und wo er es nur vermag.

Münchhausen hatte er in dessen letzten Tagen versprochen, der Universität Treue zu bewahren bis zum letzten Athemzug, und er hielt es. In Kopenhagen bot man ihm den größten, fast unabhängigen Wirkungskreis und 4000 Thlr. Gehalt nebst 500 Thlr. Wittwenpension; dennoch blieb er ohne Erhöhung seines Gehalts, der bei früheren Berufungen und vermehrten Geschäften auf 1300 gestiegen war, in Göttingen. Seinen Schülern zu nützen, Bedürftige zu unterstützen, Männer von Talent durch seinen Rath und Einfluß zu fördern, der Wissenschaft und Humanität neue Wege zu öffnen, war sein unabläßiges Bemühen. Wie tief und ergreifend ist seine Liebe und Treue gegen Georg Forster, auch als dieser ganz anderen Wegen folgte, als Heyne. Gewiß, Menschenliebe war in Heyne's Wesen der Grundzug, nur die Herbigkeit seiner Jugendschicksale hatte die Menschenverachtung darüber gelegt, aber immer wieder brach jene siegreich hindurch. Er hatte, ebenfalls aus den Tagen der Jugend, Scheu vor dem offenen Verkehr mit Menschen und zog sich gern in sich und sein Haus zurück, um von da aus ungestört durch Andere die Angelegenheiten zu leiten: daher auch sein Verkehr durch Billete in Göttingen selbst. Aber in Briefen sprach er um so freier und bestimmter seine Ansichten aus. Und mit wenig Ausnahmen waren alle überzeugt, daß er, was immer er in seiner einzigen Stellung über die Universität und ihre Angehörigen be-

richte, nur die reinſten Abſichten habe. Dabei natürlich manchmal geirrt zu haben geſtand er ſelbſt.

In das Beſtehende pflegte er ſich ruhig zu fügen, offener Kampf war nicht die Sache des früh in ſich Zurückgeſchüchterten. Aber wenn man ſeiner ſittlichen Würde, wenn man der Ehre und Würde der Univerſität zu nahe trat, da ſprach er kühn und entſchieden für das, was ihm recht ſchien. Als Münchhauſen 1767 einen Revers von ihm verlangte, nie Göttingen zu verlaſſen, da wies er dies kurz als ein erniedrigendes Anſinnen zurück. Als das Miniſterium 1793 die Streichung Forſter's und des Maire von Straßburg, Friedrich v. Dietrich, aus den Liſten der Societät forderte, ſchrieb er zurück: da die Societät bei der Wahl ihrer Mitglieder nur die Wiſſenſchaft, nicht die Politik im Auge habe, ſo werde er das Geforderte nur dann vollziehen, wenn die Regierung es ausdrücklich befehle, dann aber auch dies öffentlich bekannt geben. Während man Forſter's Namen in Göttingen verabſcheute und kaum zu nennen wagte, ließ er öffentlich ſeinen Tod von ſich aus anſagen. Ich erwähnte Forſter. Die entſchiedene Parteinahme deſſelben für die Franzoſen in Mainz, das Verhalten ſeiner innig geliebten Tochter Thereſe gegen Forſter, deſſen unglückliches Schickſal in Paris, waren der erſte ſchwere Kummer, der nach langer Zeit wieder die friedliche Ruhe ſeines Lebens ſtörte und ihm tief zu Herzen ging. Die Kriegswirren, die vielfach den lite-

rarischen Verkehr störten und für die Zukunft alles befürchten ließen, trübten die nächsten Jahre, und mit tiefem Schmerze ertrug er die Einverleibung der Universität in das Königreich Westphalen. Aber voll Resignation suchte er auch jetzt seiner geliebten Universität so viel als möglich zu nützen. Und mit dem Bewußtsein, dies erreicht zu haben, verschied er ruhig und ohne Schmerzen; am 14. Juli 1812 früh fand das Dienstmädchen, als es ihm den Kaffee brachte, den fast Dreiundachtzigjährigen an seinem Waschschrank todt zusammengesunken. — —

Und so hoffe ich denn den ersten zwei Philologen unserer Universität, sich ähnlich in dem Aufstreben aus drückender Armuth, in der Methode und Richtung ihrer wissenschaftlichen Thätigkeit, in rastlosem Streben, das Gute zu fördern und Andern zu nützen, in Unermüdlichkeit der Arbeit, in treuer, aufopfernder Liebe zur Universität, ich hoffe ihnen ein dankbares Andenken, hochgeehrte Versammelte, in Ihrem Herzen gesichert zu haben.

Johann Stephan Pütter

und

Karl Friedrich Eichhorn.

Von

H. Zachariae.

Es ist mir bei der Einrichtung dieser Vorträge zu dem bekannten Zwecke die Aufgabe gestellt worden, ein Bild von zwei der ausgezeichnetsten Juristen und Staatsgelehrten Göttingens, von Johann Stephan Pütter und Karl Friedrich Eichhorn, zu entwerfen, welche zu den glänzendsten Gestirnen und Zierden der Georgia Augusta gehören und nacheinander, obwohl nicht in unmittelbarer Folge, den juristischen, insbesondere auch den staatsrechtlichen, Lehrstuhl eingenommen haben.

Die Schwierigkeit bei der Lösung dieser Aufgabe liegt weniger in der Sache selbst, als darin, daß es dabei auf einen populär gehaltenen Vortrag abgesehen ist, der gewisse Beschränkungen in der Ausführung mit sich bringt, insbesondere ein näheres Eingehen in ein nur den Männern vom Fach verständliches Detail verbietet, so nothwendig dies auch zur voll-

ständigen Kennzeichnung der wissenschaftlichen Bedeutung des Einen wie des Anderen sein möchte.

Uebrigens handelt es sich hier, wie ich gleich bemerken will, nicht um den *ersten* Versuch einer biographischen und literarischen Skizze. Abgesehen von der kürzeren Erwähnung der Lebensschicksale und wissenschaftlichen Bedeutung beider Männer in den betreffenden Lehr- und Handbüchern, in allgemeinen biographischen Werken u. s. w. — liegen schon mehrere solche Versuche vor, insbesondere:

1) Ueber *Pütter*, neben der noch näher zu erwähnenden Selbstbiographie, die ziemlich gleichzeitig hervorgetretenen Abhandlungen von v. *Kaltenborn* im Deutschen Staatswörterbuch, Bd. VIII, S. 439 f., und von *Robert* v. *Mohl*, in dessen Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften, Bd. II, S. 425 f.
2) Ueber *Eichhorn* die in pietätvollster Gesinnung und mit eingehendster Hervorhebung seiner wissenschaftlichen Leistungen geschriebenen Aufsätze von *Reyscher*, in dessen Zeitschrift für Deutsches Recht, Bd. XV, S. 436 f., und noch ausführlicher von *Karl* Freiherr v. *Richthofen* im Deutschen Staatswörterbuch, Bd. III, S. 237 f. Außerdem die kritische Beurtheilung *Eichhorn's* als deutscher Staatsgelehrter in *Robert* v. *Mohl's* Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften, Bd. II, S. 593 f.

Eine Vergleichung beider Männer mit einander, von denen der eine geboren wurde, als der andere sich bereits dem Greisenalter näherte, bietet manches Gemeinsame, aber auch manche Verschiedenheiten dar. Sie gehören beide zu den hervorragendsten juristischen Celebritäten in den glänzendsten Perioden der Universität Göttingen. Sie haben beide, jeder in seiner Art, eine juristische Schule gebildet und zählten zeitweise ihre Zuhörer nach Hunderten, so daß die größten Hörsäle nicht ausreichten, um alle zu fassen, die begierig waren, sich ihre Schüler nennen zu dürfen. Sie sind beide von großer Bedeutung geworden für die geschichtliche Rechtswissenschaft und überragen durch ihre Leistungen auf den von ihnen bearbeiteten Feldern ihre Vorgänger und Zeitgenossen; beide ausgezeichnet nicht bloß als gelehrte Juristen und Docenten, sondern auch in ihrer praktischen Thätigkeit als Hauptzierden des juristischen Spruchcollegiums und Verfasser zahlreicher eigener Rechtsgutachten, die sich besonders in staatsrechtlichen Fragen einer fast unbedingten Autorität zu erfreuen hatten. Sie in ihrem vollen Werthe gegen einander abzuwägen, ist schwer; geistig bedeutender war aber, um dies im voraus auszusprechen, zweifellos Karl Friedrich Eichhorn als genialer Schöpfer neuer Grundlagen der Wissenschaft, während Pütter nur das ohne Zweifel auch große Verdienst einer verständigen und gründlichen, systematisch-dogmatischen Verarbeitung des positiven Materials gebührt.

Wenn ich nun zunächst von beiden Männern eine biographische Skizze zu geben versuche, so wird diese Aufgabe bei Johann Stephan Pütter wesentlich dadurch erleichtert, daß wir von ihm eine sehr ausführliche Selbstbiographie besitzen, welche er gegen das Ende seines Lebens „zur dankbaren Jubelfeier seiner 50jährigen Professorsstelle in Göttingen" in der Mitte der neunziger Jahre abgefaßt und 1798 im Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in zwei Bänden publicirt hat; eine Selbstbiographie, von welcher Gustav Hugo gelegentlich (Juriſt. Literar.-Gesch., S. 359) nicht ohne Grund sagt, „daß sie bei allen ihren Fehlern doch sehr lehrreich sei". Sie bildet gewiſſer Maßen einen ganz speciellen Theil der „Akademischen Gelehrten-Geschichte von der Georg-August-Universität zu Göttingen", welche Pütter auf Veranlaſſung Münchhausen's bearbeitet und in zwei Bänden (Gött. 1765 und 1788) edirt hat, die dann von Andern, zuletzt noch zum Jubiläum der Universität, von Oesterley 1837 fortgesetzt und ergänzt worden ist. Pütter's Selbstbiographie ist zugleich ein schätzenswerther Beitrag zur Sittenschilderung seiner Zeiten und trotz ihrer vielfachen Breiten eine nicht uninteressante Lectüre, wenn man sich nicht abschrecken läßt durch die oft in das Minutiöseste eingehende Schilderung der Berufsthätigkeit des Autors, seiner Lehrvorträge, der Entstehung der so zahlreichen praktischen und gelehrten Arbeiten, insbesondere auch für jedes Semester der

genauen Angabe der gehaltenen Collegia, der Zahl der Zuhörer in denselben, unter namentlicher Hervorhebung der Prinzen, Grafen und zahllosen adligen Herren, aber auch Anderer, die inzwischen im Leben, in Wissenschaft oder Praxis einen Namen oder eine gewisse Stellung sich erworben hatten. Aber nicht bloß die äußeren, in mancher Beziehung glänzenden Verhältnisse, seine unermüdliche Thätigkeit in Erfüllung seines Berufs, seine erstaunliche schriftstellerische Fruchtbarkeit, seine Nebenbeschäftigungen mit Musik u. s. w. lernen wir aus dieser Selbstbiographie bis ins kleinste Detail kennen, — sondern es spiegelt sich darin auch ein Bild des innern Menschen ab, welches in mancher, wenn auch nicht in jeder Hinsicht einen günstigen Eindruck zu machen geeignet ist.

Johann Stephan Pütter wurde geboren am 25. Juni 1725 zu Iserlohn in der Grafschaft Mark. Der Vater war Kaufmann, die Mutter eine geborene Barnhagen aus einer dortigen erblichen Pfarrersfamilie. Von acht leiblichen Geschwistern war Pütter der Jüngste. Auch Pütter gehörte, wie wir bereits von Mosheim und Haller erfahren haben, zu den frühreifen Kindern, was auch ihn nicht gehindert hat, ein ausgezeichneter Mann zu werden, andererseits aber auch ebenso wie sein großer Mäcen der Freiherr v. Münchhausen ein so hohes Lebensalter zu erreichen, wie es nur wenig Sterblichen beschieden zu sein pflegt. Seit seinem 10. Jahre genoß er, obwohl

der lutherischen Kirche angehörig, den Unterricht eines gelehrten reformirten Predigers bei Limburg an der Lenne, dem er sein ganzes Leben hindurch das dankbarste Andenken gewidmet hat und dessen Einfluß es wohl zuzuschreiben ist, daß Pütter, obwohl von christlich-frommer evangelischer Gesinnung und offenbarungsgläubig, doch keiner streng-confessionellen Richtung zugethan und mehr für eine Vereinigung als weitere Trennung der beiden evangelischen Bekenntnisse gestimmt war, wie er auch später durch seine 1772 edirte und in mehreren Auflagen erschienene, auch in's Französische und Holländische übersetzte Schrift: „Der einzige wahre Weg zur Glückseligkeit, deren jeder Mensch fähig ist", bekundet hat. Es ist daher auch erklärlich, daß Pütter, nachdem er die Augsburgische Confession mit einer Vorrede über die evangelische Reformation und die katholische Gegenreformation (1776) edirt hatte, einer Aufforderung des bekannten Hamburger Pastors Johann Melchior Götze, des sogenannten Zionswächters, über d. h. gegen die Reformirten zu schreiben, mit der Antwort begegnete: „Nach seiner Ueberzeugung hätten Lutherische und Reformirte viel mehr Ursache gemeine Sache zu machen, als ihre Trennung polemisch zu unterhalten." — Wie sehr Pütter für gegenseitige Toleranz war, beweist auch eine kleine Geschichte, die er mit Genugthuung von einer Pfingstreise nach Westphalen zu seinen

Verwandten (1769) erzählt. Durch Mangel von Postpferden wurde Pütter nebst seiner Frau genöthigt, die bekannte Gastfreiheit des freiweltlichen Stifts Fröndenberg an der Ruhr in Anspruch zu nehmen. Die Aebtissin war ein Fräulein v. Fürstenberg, eine Schwester des verdienstvollen Münster'schen Ministers dieses Namens und des damaligen Fürstbischofs von Paderborn und Hildesheim. Zur Gesellschaft hatte sie ein Fräulein v. Spiegel zum Desenberg bei sich. „Beide Damen", sagt Pütter, „unterhielten uns vor und bei dem Abendessen zu unserem größten Vergnügen. Unter andern kam die Rede auf die dortigen Religionsverhältnisse, da unter den 24 Stiftsfräulein sowohl evangelische als katholische sein können. Zum Beweise der dort herrschenden Einigkeit erzählten sie uns, daß noch im vorigen Jahre in der Kirschenzeit der katholische Geistliche ihres Stifts auf den Baum gestiegen sei, Kirschen zu pflücken, daß der lutherische Geistliche den Korb, der reformirte die an den Baum gesetzte Leiter gehalten habe."

Kehren wir aber zur biographischen Skizze zurück! —

Pütter war noch nicht 11 Jahre alt, als er zur Feier des Geburtstags des regierenden Grafen von Bentheim-Tecklenburg eine Rede in lateinischen Versen über einen damals erwarteten Kometen hielt. Bereits in seinem 13. Jahre bezog Pütter

die Universität Marburg und besuchte zunächst besonders die philosophischen Vorlesungen des berühmten Christian Wolf, welcher 1723 von Friedrich Wilhelm I. aus Halle vertrieben worden war. Wie auf die Jurisprudenz überhaupt, so hat auch auf Pütter's juristische Ausbildung die Wolf'sche Philosophie einen großen Einfluß ausgeübt. — Trotz seines sehr jugendlichen Alters mußte Pütter als Marburger Student, der damaligen Sitte und akademischen Zwangsvorschrift gemäß, einen Degen tragen; doch schützte ihn sein Alter vor der Verwickelung in sonst so häufige Schlägereien oder Rencontres. — Im Jahre 1739 bezog Pütter die Universität Halle und hörte, selbst noch nicht einmal confirmirt, die Dogmatik bei Baumgarten. In der Jurisprudenz waren besonders der berühmte Heineccius, J. H. Böhmer, und im Staatsrecht der Canzler v. Ludewig seine Lehrer. Dann studirte Pütter noch ein Jahr, 1741—1742, in Jena, hörte bei Estor, Engau und Schaumburg und trieb zugleich Französisch und Italienisch. Statt nach Berlin, wie von seinen nächsten Angehörigen gewünscht wurde, gieng er mit seinem hochverehrten Lehrer Estor wieder nach Marburg. Hier kam sein Entschluß zur Reife, sich der akademischen Laufbahn zu widmen, und er erlangte nun in seinem neunzehnten Jahre (1744) auf Grund einer Inaugural-Disputation über „Die Prävention bei den höchsten Reichsgerichten" die juristische Licentiaten-Würde. Die

erste Vorlesung hielt Pütter im Sommer 1744 über deutsche Reichsgeschichte und war glücklich genug, wie er sagt, das Auditorium mit 39 Zuhörern, „worunter 11 Adlige waren" gefüllt zu sehen. Aber auch als Rechtsanwalt und Defensor in peinlichen Sachen war der neunzehnjährige junge Mann thätig und machte sich alsbald einen Namen, insbesondere durch die mit Erfolg durchgeführte Vertheidigung eines hessischen Hauptmanns aus angesehener Familie, welcher das Unglück gehabt hatte, in der Nothwehr einen jüngern Kameraden zu erstechen. Pütter gewann dadurch persönliche, ihn später mehrfach fördernde Beziehungen. Zur Anknüpfung anderer wußte er die Nähe von Wetzlar, den Sitz des Reichs-Kammergerichts, und Frankfurts, damals Sitz des Reichs-Hofraths, zu benutzen, was ihm zugleich eine Ausbeute gewährte für den von ihm forthin mit besonderer Vorliebe cultivirten Reichs-Gerichtsproceß. 1745 wohnte er in Begleitung seines besonderen Gönners, des Burggrafen v. Kirchberg, der Wahl und Krönung Franz' I. zu Frankfurt bei, und hier war es zuerst, wo er Gerlach Adolf v. Münchhausen, der damals als Churbraunschweigischer Wahlbotschafter fungirte, kennen lernte oder, nach Pütter's eigenem Ausdruck, „diesen großen Minister zuerst in der Nähe sah und die Art, wie er sich gegen einen Jeden benahm, nicht genug bewundern konnte"; ohne daran zu denken, daß er so bald in nähere Beziehungen zu diesem hoch-

gebildeten Staatsmann und Kenner des deutschen Staatsrechts, dem eigentlichen Gründer und geistigen Vater der damals noch sehr jungen Georgia Augusta, treten sollte.

In der That war dies schon im nächsten Jahre (1746) der Fall, wo der damals 21jährige junge Mann durch den Kammergerichts-Assessor v. Schwarzenfels, einen Schwestersohn v. Münchhausen's, letzterem besonders empfohlen worden war. In Folge hiervon stellte sich Pütter auf einer Pfingstreise persönlich in Hannover vor, machte überall durch seine Erscheinung einen sehr günstigen Eindruck und erhielt alsbald von v. Münchhausen die Versicherung seiner Anstellung als außerordentlicher Professor mit einem Gehalte von 250 Thalern und einem Reisestipendium von 500 Thalern, um in Wetzlar, Regensburg und Wien sich noch weiter, besonders im Reichsproceß, auszubilden.

Pütter verließ nun, unter Zurückweisung verschiedener anderer ehrenvoller Anträge, die Universität Marburg, wo er nicht bloß über Reichsgeschichte, sondern auch über römische Alterthümer und Institutionen, über deutsches Privatrecht und Naturrecht ziemlich zahlreich besuchte Vorlesungen gehalten hatte. Die Empfehlungen des Ministers v. Münchhausen und anderer Gönner verschafften ihm überall, in Regensburg und auch in Wien, die günstigste Aufnahme und eine bereitwillige Förderung seiner Zwecke.

Im September 1747 trat Pütter, jetzt 22 Jahre alt, seine Professur in Göttingen an. Berühmte Männer zierten schon, durch Münchhausen's Fürsorge, in allen Facultäten die Lehrstühle. Mosheim u. A. in der Theologie; Gebauer, Schmauß, Clyrer, G. L. Böhmer, Claproth, Riccius, Scheidt als Rechtsgelehrte; Gesner, Michaelis u. A. in der philosophischen Facultät, darunter auch Johann David Koeler für die Reichsgeschichte und Münzkunde. Lag es doch ganz besonders im Plane v. Münchhausen's, daß Staatswissenschaften, Jurisprudenz und Geschichte mit ihren Hülfswissenschaften in erster Linie in Göttingen vertreten sein sollten, um die Universität zu einer allgemeinen Bildungsanstalt für den höheren Staatsdienst zu machen; ein Ziel, welches noch bei seinen Lebzeiten in glänzendster Weise erreicht wurde. — Pütter's Antrittsrede als Professor handelte von der Nothwendigkeit der Kenntniß des Reichsprocesses, die freilich den Studenten aus den nicht appellabeln Ländern noch nicht einleuchten wollte. Von seiner Hauptbestimmung für deutsches Staatsrecht und Reichsgeschichte glaubte Pütter neben Schmauß und Koeler zunächst keinen Gebrauch machen zu sollen. In den vorbereitenden Studien dazu förderten ihn besonders die von Münchhausen gesammelten Staatsacten, die ihm der wohlwollende Mäcen mit ebenso großer Liberalität als dem vollsten Vertrauen zur Benutzung überließ.

Pütter las also vorläufig nur über deutsches Privatrecht nach Engau und über den Reichsproceß, verbunden mit praktischen Uebungen, nach einem von ihm verfaßten Conspectus. Der Anfang war hier kein brillanter; Pütter hatte das erste Semester nur drei Zuhörer im Reichsproceß, einen Herrn v. Gemmingen aus Würtemberg, den nachmaligen Professor Eisenhart zu Helmstedt und einen Sohn des Kanzlers v. Mosheim, nachmals Staatsminister in Würtemberg. — Zur besonderen Freude gereichte ihm aber alsbald eine andere Acquisition, die Göttingen durch Münchhausen's Fürsorge machte und die den später durch August Ludwig Schlözer u. A. vermehrten Ruhm der Georgia Augusta im Fache der Staatswissenschaften besonders gefördert hat, nämlich die Berufung des Begründers der Wissenschaft der Statistik: Gottfried Achenwall's, welcher auch von Marburg nach Göttingen gezogen wurde (wo das erste Lehrbuch der Statistik 1749 von ihm erschien), und dem Pütter bis an dessen 1772 erfolgten Tod durch die innigsten Freundschaftsbande verknüpft blieb.

Die gesellschaftlichen Zustände Göttingens, wie sie Pütter vorfand und wie sie auch noch längere Zeit blieben, stachen, nach seiner eigenen Bemerkung, von denen anderer Städte, wie Wien, Regensburg, Wetzlar und selbst Marburg, außerordentlich und nicht gerade in vortheilhafter Weise ab. „Sonntag Vormittags",

erzählt Pütter selbst, „ließ man sich auf Nachmittag um 3 oder 4 Uhr in einem oder auch in zwei Häusern nach einander anmelden. Da wurde Kaffee vorgesetzt und mit Ablauf der Stunde der Besuch geendigt. Die zahlreichste Gesellschaft pflegte im Hause des Stadtcommandanten zu sein, der meist zugleich Befehlshaber des Regiments war, das hier in Besatzung lag. Da kamen gewöhnlich mehrere Professoren und Professorinnen, auch Militärpersonen, Mitglieder der Stadtobrigkeit und andere Honoratioren, auch hier studirende Grafen und Adlige zusammen. In einem großen Saale saß Alles an den vier Wänden herum und genoß den ihm dargereichten Kaffee. Je zahlreicher die Gesellschaft war, je weniger konnte man eine allgemeine Unterhaltung erwarten. Nicht eines Jeden Sache war es, das große Wort zu führen." —

Dies hat sich später wohl geändert, und Pütter selbst hat dazu beigetragen, den Göttinger Gesellschaften etwas mehr Leben einzuhauchen, so wie er es auch war, der als großer Verehrer der Musik (er spielte selbst Clavier, Violine und Flöte) kleine Privatconcerte veranstaltete und der Begründer der späteren öffentlichen akademischen Concerte wurde. Auch hatte er nachmals, als er zu den Ersten hier zählte, abwechselnd mit Andern an gewissen Tagen offenes Haus für gesellschaftliche Reunion, was auch vom Curatorium im Interesse der jungen Leute besonders unterstützt wurde, und die Pütter'schen Gesellschaften sind fort-

hin im Gedächtniß auch der darauf folgenden Generationen geblieben. Auch sie hat aber der Ruf einer gewissen Steifheit begleitet, dessen sich die Göttinger Gesellschaften schon seit Decennien wohl kaum noch zu rühmen haben dürften.

Im Jahre 1751 verheirathete sich Pütter — 26 Jahr alt — mit einer Tochter des Gräflich Solmsischen Geheimeraths Stock zu Braunfels. Die Ehe war eine sehr glückliche, obwohl sie kinderlos blieb, und bestand noch, als Pütter sein 50jähriges Professors-Jubiläum feierte. Bald nach der Verheirathung gelang es Pütter, auch die Wohnung in einem damals ganz neuen Hause an der Allee, zunächst miethweise und gemeinsam mit Achenwall, später eigenthümlich zu gewinnen, welche er bis an das Ende seines Lebens innegehabt hat.

Schon 1748 war Pütter — bis dahin nur Licentiat der Rechte — bei der akademischen Festlichkeit zur Feier der Anwesenheit Königs Georg II. von der hiesigen Facultät zum Doctor juris creirt worden; 1749 wurde er außerordentlicher Beisitzer des Spruchcollegiums und rückte, nachdem er 1753 zum ordentlichen Professor ernannt worden war, in die vierte Stelle der Facultät und des Spruchcollegiums ein. Im Jahre 1758 wurde ihm das Prädicat „Hofrath" ertheilt und 1763 war er zum ersten Mal Prorector; 1770 erfolgte die Ernennung zum Geheimen Justizrath; erst 1797, nachdem bereits

sein 50jähriges Professors-Jubiläum gefeiert worden war, erhielt er nach G. L. Böhmer's Tode die Stelle des Ordinarius im juristischen Spruchcollegium, für welches er übrigens seit seinem Eintritt außerordentlich thätig gewesen war, so daß er manches Jahr 40—50 Facultätsarbeiten geliefert hat, was neben den vielen Privatgutachten, schriftstellerischen Arbeiten, Vorlesungen — täglich 3—4 Stunden — und sonstigen Nebenbeschäftigungen die außerordentliche Arbeitskraft des Mannes zur Genüge bekundet. — Bezeichnend für die früheren Gehaltsverhältnisse ist, daß Pütter erst 1773 einen Gehalt von 1000 Thaler erreichte.

Der große und ausgebreitete Ruhm, den sich Pütter schnell als Lehrer und Schriftsteller erworben hat, erklärt es nicht bloß, daß die vornehmste Jugend Deutschlands Göttingen als ihre Bildungsstätte betrachtete, und besonders um ihn zu hören hierher kam, so daß die Georgia Augusta schon vor Ablauf ihres ersten Semisäculums wohl die vornehmste Universität Deutschlands war; sondern es macht dieser Umstand auch begreiflich, daß man sich von den verschiedensten Seiten bemühte, den vornehmen Hochlehrer der vornehmsten Jugend Deutschlands zu gewinnen. Pütter, eine zugleich durch und durch dankbare Seele, besonders dem über alle Maßen verehrten Münchhausen gegenüber, — hat aber allen Verlockungen und glänzenden Offerten widerstanden, mochten sie nun von

Fürsten oder Republiken an ihn gelangen und ihm die Aussicht zu einer anderen akademischen oder einer höheren Staatsstelle eröffnen. Nur einem — aber nur vorübergehend seine Thätigkeit in Göttingen unterbrechenden — Antrage konnte Pütter nicht widerstehen, nämlich dem vom damaligen Herzog von Gotha Friedrich III. gestellten Verlangen, die beiden Söhne, den Erbprinzen Ernst und den Prinzen August, im Staatsrecht und anderen für ihre Ausbildung wichtigen Disciplinen zu unterrichten. Es war dies im Jahre 1762, also noch während der Zeit des siebenjährigen Krieges, einer gerade recht schlimmen Zeit für Stadt und Universität, das Jahr, in welchem beim Abzug der Franzosen, die das damals noch als Festung behandelte Göttingen fünf Jahre lang besetzt gehalten hatten, die Stadt durch die Explosion des Pulverthurms in Schrecken gesetzt wurde, wobei 30 Mann und mehrere Offiziere eines sächsischen Regiments in die Luft flogen, eine dicht dabei aber in einer kleinen Wohnung befindliche Frau mit 5 Kindern unversehrt blieb — und zugleich durch die absichtliche Sprengung mehrerer Theile des Walles und der Mauern großer Schaden angerichtet wurde. — Pütter ging also Ostern 1762 mit höchster Genehmigung nach Gotha und ist noch in späterem Alter entzückt von diesem Aufenthalt, theils in Gotha selbst theils in Ichtershausen. Er lernte daselbst ein ziemlich glänzendes Hofleben kennen; die Herzogin war eine

geistreiche, auch von Friedrich dem Großen verehrte Dame, und hier war es, wo Pütter auch das Glück hatte, diesem großen König vorgestellt zu werden, der sich über Reichsgeschichte und die deutsche Sprache — wie man sich denken kann, nicht zum Lobe der letzteren — mit ihm unterhielt.

Eine andere Unterbrechung erlitt Pütter's Berufsthätigkeit in Göttingen bald darauf dadurch, daß er bei der bevorstehenden römischen Königswahl (1764) der chur-hannoverschen Wahlbotschaft als Consiliarius nach Frankfurt beigegeben wurde. Münchhausen schrieb deshalb an Pütter: „Da man nicht glaube, daß dieser Wahlconvent über 2 Monate dauern werde, so würde diese Excursion der Universität vielleicht auf andere Weise und durch die zu Frankfurt zu machende Bekanntschaft desto größeren Vortheil bringen." Es war dies die Wahl und Krönung des nachmaligen Kaisers Joseph II. zum römischen König, welche in Gegenwart des kaiserlichen Vaters erfolgte, und von welcher in Goethe's „Aus meinem Leben" am Schlusse des fünften Buches so Ausführliches berichtet wird. — Uebrigens war Pütter noch einmal, nämlich nach dem Tode Joseph's II., bei der Wahl Leopold's II., als Consulent der Wahlbotschaft in Frankfurt; ja er würde in gleicher Eigenschaft auch noch bei der Wahl zur Krönung des letzten römisch-deutschen Kaisers Franz II. anwesend gewesen sein,

wenn er nicht die ihm abermals von Hannover gemachte Offerte abgelehnt hätte.

Die glänzendste Zeit für Pütter und die Georgia Augusta waren aber im vorigen Jahrhundert die siebziger und besonders die achtziger Jahre, ehe der Sturm der Revolution losbrach. In diese Zeit fiel auch der Aufenthalt der drei königlichen Prinzen Ernst August, August Friedrich und Adolf Friedrich mit ihrem Gefolge und einer förmlichen Hofhaltung, wodurch viele andere, besonders auch fürstliche Personen, hierher gezogen wurden. Daß die Prinzen, welche in Göttingen erst Deutsch lernen mußten, besonders auch bei Pütter deutsche Reichsgeschichte und deutsches Staatsrecht hörten, versteht sich von selbst. Ihnen zu Ehren wurden ländliche Feste und Gesellschaften verschiedener Art veranstaltet. „Im Sommer", erzählt Pütter selbst, „pflegten die Prinzen Sonntags nach geendigter Cour mehrentheils auszufahren; oder sie legten auch nach eigener Wahl in einzelnen Professorshäusern, worin sie sich vorher hatten ansagen lassen, Besuche ab, wo sie sich dann kleine Collationen von Thee und Gebackenem gefallen ließen und mit einigen etwa dazu gebetenen Freunden und Freundinnen eine Parthie Whist zu machen pflegten. Im Schlözer'schen Garten wurden ihnen zu Ehren etlichemal kleine Bälle veranstaltet." Der Aufenthalt der englischen Prinzen dauerte von 1786—1790.

Eine Aufzählung der so zahlreichen Schriften

Pütter's ist natürlich unmöglich. Außer seinen Compendien, die mehrentheils eine ganze Reihe von Auflagen erlebt haben und nach welchen, namentlich nach seinem Lehrbuch des Staatsrechts, auf fast allen deutschen Universitäten gelesen wurde, — außer den vielen akademischen Programmen, Gelegenheitsschriften und durch gerade anhängige Streitsachen veranlaßten wissenschaftlichen Abhandlungen, unter welchen ich nur die über den Ungrund der Regredient-Erbschaft (1767) und aus der späteren Zeit (1796) die wichtigen für den Sieg der richtigeren Lehre entscheidenden und berühmten Schriften „Ueber den Unterschied der Stände" und „Ueber Mißheirathen der deutschen Fürsten und Grafen" (1796) hervorhebe, sind von den größeren Werken besonders zu nennen:

1) Die die erstaunlichste Gelehrsamkeit und Bücherkenntniß bekundende „Literatur des deutschen Staatsrechts", in drei Theilen 1776, 1781 und 1783 erschienen, wovon namentlich die erste Abtheilung, die sogenannte Gelehrtengeschichte, worin die verschiedenen Epochen der Entwickelung des deutschen Staatsrechts auf das Lichtvollste charakterisirt werden, noch jetzt einen wissenschaftlichen Werth hat.

2) Pütter's Beiträge zum deutschen Staats- und Fürstenrecht, in zwei Theilen 1777 und 1779 erschienen, voll Bedeutung für die Methode der Behandlung, die wissenschaftlichen Grundlagen des deutschen Staatsrechts und die richtigere Construc-

tion wichtiger Institute der Reichs- und Landesverfassung.

3) Die, auf Wunsch der Königin Sophie Charlotte von Großbritannien, geborenen Herzogin zu Mecklenburg, verfaßte und derselben dedicirte „Historische Entwickelung der heutigen Staatsverfassung des Deutschen Reichs" in drei Theilen, 1786; eine für die damalige Zeit, man kann sagen, elegante, klare und durchsichtige und auch dem Laien verständliche Darstellung der Reichsverhältnisse, besonders seiner Justiz- und Religionsverfassung.

4) Die vortrefflichen und gründlichen „Erörterungen und Beispiele des deutschen Staats- und Privat-Fürstenrechts", heftweise 1790—1797 erschienen; besonders wichtig für das deutsche Privat-Fürstenrecht und das sogenannte Kirchen-Staatsrecht, wobei Pütter besonders entschieden das Territorialsystem bekämpfte, kraft dessen katholische Landesherren die geistliche Gerichtsbarkeit oder Kirchengewalt auch über ihre evangelischen Unterthanen in Anspruch nahmen, und überhaupt die Verhältnisse der Religionsparteien nach dem Religionsfrieden erörterte, — eine für die damalige Zeit gewiß höchst wichtige Sache bei den vielen sogenannten Religionsbeschwerden, über welche die Unterthanen vielfach zu klagen hatten. —

Von den letzten Lebensjahren Pütter's ist wenig zu berichten. Pütter hat sich im eigentlichsten Sinne des Worts selbst überlebt; denn sein Geist war in

den letzten Jahren seines Lebens unmachtet. Er erlebte noch die Auflösung des sogenannten heiligen römischen Reichs deutscher Nation, hat sie aber nicht mehr begriffen. Aus Erzählungen eines Mannes, der ihn noch persönlich gekannt und als Curator ihm beigeordnet war, erinnere ich mich einiger Anekdoten, die ich hier wohl auch mittheilen darf. Zu den Wahnvorstellungen Pütter's gehörte unter Anderem, daß er noch in der Zeit des siebenjährigen Krieges zu leben meinte, den ihm zur Gesellschaft beigegebenen Pedellen, der auch mit ihm zusammen aß, für einen preußischen Hauptmann hielt und sich öfters darüber wunderte, daß keine Dislocation der Truppen des Königs in Preußen erfolge. Ferner: Plötzlich wurde Pütter eigensinnig, wollte sich nicht ausziehen und zu Bette legen. Dem Curator blieb Nichts übrig, als ihm ein angeblich vom Ministerium eingegangenes Rescript zu präsentiren, welches das ernstliche Mißfallen über die in Erfahrung gebrachte Widerspenstigkeit des Geheimen Justizraths Pütter zu erkennen gab. Dies wirkte auf der Stelle; denn vor einem hohen Curatorialrescript hatte Pütter stets den größten Respect gehabt. — —

Wenden wir uns jetzt zu Eichhorn, wobei wir besonders den genauen und zuverlässigen Mittheilungen von Richthofen folgen können! Die Familie Eichhorn, welcher unser Carl Friedrich angehört, stammt aus Süddeutschland, aus der Grafschaft Hohenlohe-

Oehringen. Sein Vater, der berühmte Orientaliſt, Theologe und Hiſtoriker Johann Gottfried Eichhorn, war durch den Hohenlohe'ſchen Beſitz der niedern Grafſchaft Gleichen Rector am Lyceum zu Ohrdruf geworden, von wo er 1775 einem Rufe als Profeſſor der orientaliſchen Sprachen nach Jena gefolgt war. Hier in Jena wurde unſer Carl Friedrich am 20. November 1781 geboren und kam, als der Vater 1788 dem Rufe nach Göttingen gefolgt war, mit ſeinen Eltern hierher, wo er vier Jahre das ſtädtiſche Gymnaſium beſuchte und bereits in ſeinem ſechzehnten Jahre als ein reich begabter junger Mann die Univerſität bezog. Seine Studienzeit fällt in die Jahre 1797—1801, in welcher er noch der Schüler von Pütter, außerdem von Runde, Hugo und anderen berühmten Gelehrten Göttingens auch im Gebiete der Philologie, Geſchichte und Naturwiſſenſchaften war. Im Jahre 1801 promovirte Eichhorn als Doctor der Rechte, auf Grund einer Diſſertation über den Unterſchied zwiſchen deutſchen Austrägen und bloßen Schiedsrichtern, eine für das deutſche Reichsrecht und ſpäter noch für das deutſche Bundesrecht wichtige Materie. Mit dem Entſchluſſe, ſich der akademiſchen Laufbahn und vorzugsweiſe den publiciſtiſchen Fächern zuzuwenden, beſuchte er (wie Pütter) Wetzlar und Wien und lernte dort in den Jahren 1801—1803 theils viele ausgezeichnete Perſonen, theils den Geſchäftsgang bei den beiden höchſten Reichsgerichten

näher kennen. Im Herbste 1803 nach Göttingen zurückgekehrt, habilitirte sich Eichhorn hier als Docent und las zunächst (wie Pütter) über Reichsproceß und dann über deutsche Rechtsgeschichte. Auch wurde er alsbald Mitglied des Spruchcollegiums, folgte aber schon 1805 einem Rufe als außerordentlicher Professor der Rechte nach Frankfurt a. d. O., wo er, um den Bedürfnissen der Universität zu genügen, über die verschiedenartigsten juristischen Disciplinen Vorlesungen halten mußte. Hier legte aber Eichhorn bereits den Grund zu dem Werke, was seinen Namen besonders berühmt gemacht hat, nämlich der „Deutschen Staats- und Rechtsgeschichte", wovon der erste Band im Mai 1808 erschien und wobei Eichhorn bereits die Ansichten über die Behandlung des Rechts mit der größten Klarheit und Bestimmtheit ausspricht, die er später unverändert befolgt und bezüglich des deutschen Rechts in der mit seinem Freunde v. Savigny 1815 begründeten „Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft" weiter ausgeführt hat.

Als Preußen in der Zeit des tiefsten politischen Falles doch den Muth hatte, 1810 die Berliner Universität zu gründen und mit Männern, die zu den Ersten ihrer Wissenschaft gehörten, die Lehrstühle zu besetzen, darunter auch Männer, welche es verstanden, das vom Unglück so tief niedergedrückte Volksbewußtsein wieder zu heben, wurde mit glücklichem Griff alsbald auch Karl Friedrich Eichhorn an die

neue Universität berufen, um das deutsche Recht zu vertreten, neben Savigny, als Vertreter des römischen Rechts, mit dem ihn die vollste Uebereinstimmung in der Behandlung des positiven Rechts verband.

Eichhorn hatte die Erniedrigung des Vaterlandes unter dem französischen Joche schwer empfunden; er war eine Zeitlang Mitglied des sogenannten Tugendbundes und Director der Frankfurter Hauptkammer, bis zur Auflösung des Bundes durch den König zu Ende des Jahres 1809. Im Jahre 1810 hatte sich Eichhorn verheirathet und war bereits Familienvater, als der langersehnte Aufruf des Königs zu den Waffen am 17. März 1813 erfolgte, dem Eichhorn nicht widerstehen konnte. Er vertauschte nun die Feder mit dem Schwerte und focht als Rittmeister des vierten kurmärkischen Landwehr-Kürassier-Regiments die Schlachten von Großbeeren, Dennewitz und die Völkerschlacht bei Leipzig mit. Besonders bei Dennewitz zeichnete er sich durch kühnen Muth und Unerschrockenheit dergestalt aus, daß ihm neben dem eisernen Kreuz auch der russische Wladimir-Orden zu Theil wurde. Mit dem Bülow'schen Corps zog er 1814 mit in Paris ein, nahm aber sogleich nach Abschluß des Friedens seinen Abschied und kehrte über Göttingen, wo er einige Wochen bei seinen Eltern verweilte, nach Berlin zurück, wo er mit verdoppeltem Eifer seine Vorlesungen und seine Studien wieder aufnahm, die forthin und vorzugsweise die deutsche Staats- und

Rechtsgeschichte, deutsches Staatsrecht, Privatrecht und Kirchenrecht zum Gegenstand hatten. Im Winter 1816—1817 wurde ihm die Ehre zu Theil, dem Kronprinzen von Preußen Vorträge über deutsches Recht zu halten, die ihn durch die rege Theilnahme des geistvollen Prinzen erfreuten. In diese Zeit fällt die Veröffentlichung des zweiten und dritten Theils der Rechtsgeschichte und der berühmten Abhandlung über den Ursprung der städtischen Verfassung in Deutschland.

Der Unsrige, d. h. Lehrer an der Göttinger Hochschule, wurde Eichhorn 1817, wobei er hauptsächlich durch den Wunsch seines alternden — 1827 gestorbenen — Vaters bestimmt wurde. Er las hier abwechselnd in dem einen Semester über deutsche Rechtsgeschichte und über Kirchenrecht, in dem andern über deutsches Privatrecht und deutsches Staatsrecht. Es ist bekannt, daß gerade nach den Befreiungskriegen, in den letzten Jahren des zweiten und im dritten Decennium dieses Jahrhunderts die Zeit des größten Flors, der größten Frequenz der Universität eintrat; Göttingen zählte in dieser Zeit in mehreren Semestern 1500—1600 Studenten und damals z. B. ebensoviel Juristen, als in den letzten Zeiten die Durchschnittszahl der sämmtlichen Studirenden betragen hat. Daß, neben andern einwirkenden Ursachen, auch Eichhorn einen wesentlichen Antheil an diesem Flor und dieser Frequenz hatte, unterliegt keinem Zweifel; denn gerade ihm strömten die Zuhörer aus ganz Deutsch-

land in ſolcher Maſſe zu, daß buchſtäblich keines der vorhandenen Auditorien ausreichte — und, um dem Bedürfniß zu genügen, in der ſogenannten Pandektengaſſe ein Gebäude ſeiner bisherigen ſehr unäſthetiſchen Beſtimmung entzogen und in einen Hörſal verwandelt wurde, in welchem auch ich noch den Vorleſungen Eichhorn's in den Jahren 1827 und 1828 beigewohnt habe.

Eichhorn's höchſt bedeutende und ruhmvolle Wirkſamkeit an der Göttinger Hochſchule, wozu auch die Vollendung der deutſchen Staats- und Rechtsgeſchichte im vierten Bande 1821, und die Veröffentlichung ſeiner berühmten, in der Wiſſenſchaft des deutſchen Rechts Epoche machenden „Einleitung in das deutſche Privatrecht, mit Einſchluß des Lehnrechts" im Jahre 1823 gehörte, ſollte aber, im Vergleich mit Pütter's über 60jährigen Profeſſur, eine ziemlich kurze ſein; ſchon nach zwölf Jahren ging ſie zu Ende, als Eichhorn, ſeiner erſchütterten Geſundheit halber, Oſtern 1829 ſeine Entlaſſung nahm und ſich auf ſein Landgut in der alten Heimath ſeiner Familie, nach Ammerhof bei Tübingen, welches er ſchon mehrere Jahre vorher erworben hatte, zurückzog. Eichhorn widmete ſich hier mit Eifer der Landwirthſchaft, fand aber zugleich die erforderliche Muße, um bereits im Jahre 1831 den erſten Theil (der zweite erſchien 1833) ſeiner „Grundſätze des Kirchenrechts der katholiſchen und der evan-

geliſchen Religionspartei in Deutſchland" (Göttingen, auch noch bei Vandenhoeck & Ruprecht) erſcheinen zu laſſen; ein durchaus aus den Quellen geſchöpftes, die bisherigen Bearbeitungen, insbeſondere des proteſtantiſchen Kirchenrechts, durch feſtere Begründung ſeiner Principien aus der öffentlich aufgeſtellten Lehre der Religionspartei, weit überflügelndes, wie mir ſcheint, nicht überall nach Gebühr gewürdigtes, zugleich grundgelehrtes Werk!

Auch die ländliche Muße in Ammerhof dauerte aber nicht lange. Schon 1832 ließ ſich Eichhorn, im Gefühl wieder gekräftigter Geſundheit, beſtimmen, auf das dringende Zureden ſeiner Berliner Freunde, beſonders v. Savigny's, einem glänzenden Ruf nach Berlin zu folgen und theils als Lehrer für Staatsrecht und Kirchenrecht in die Univerſität, theils als Geheimer Legationsrath in das auswärtige Miniſterium einzutreten. Da ihm aber das Leſen doch zu beſchwerlich wurde, ſo vertauſchte er bereits nach zwei Jahren ſeine Wirkſamkeit an der Univerſität mit der Stellung als Geheimer Obertribunalsrath. Dann wurde er 1838 zum Mitglied des Staatsraths ernannt, der damals noch eine große Bedeutung hatte, und 1842 zum Mitglied der Geſetzescommiſſion, 1843 zum Geheimen Oberjuſtizrath befördert. Von 1838 bis 1843 gehörte Eichhorn zur Zahl der Spruchmänner des, freilich niemals in Activität getretenen, deutſchen Bundesſchiedsgerichts von 1834; auch war er 1843

Mitglied des von Friedrich Wilhelm IV. eingesetzten Obercensurgerichts geworden, eine Stellung, aus der er aber bereits 1844 wieder zurücktrat. — Schon seit 1840 hegte Eichhorn wegen seines körperlichen Befindens den Wunsch, sich ganz wieder in's Privatleben zurückzuziehen; und 1847 brachte er ihn zur Ausführung. Er zog sich wieder auf sein Gut nach Ammern zurück und starb, seit 1850 körperlich sehr leidend, am 4. Juli 1854, während eines Besuchs bei seinem Sohne, dem Appellationsgerichtsrath Otto Eichhorn, zu Cöln. — —

Möge es mir verstattet sein, nun noch einige vergleichende Betrachtungen über die wissenschaftliche Bedeutung und den politischen Charakter beider Männer anzufügen.

Ein Hauptgegenstand der Bearbeitung für Schriften und Lehrvorträge, war, abgesehen von andern Rechtsdisciplinen, sowohl bei Pütter als Eichhorn die deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte und das bestehende öffentliche Recht Deutschlands. Dabei zeigt sich aber doch eine nicht unwesentliche Verschiedenheit in ihren Leistungen.

Pütter war, was seine historischen Schriften betrifft, gewiß ein sehr gründlicher und gewissenhafter Forscher nnd hat auch manche bisher dominirende Vorstellungen, wie z. B. den Wahn, daß das deutsche Reich eine Fortsetzung des alten römischen Reichs sei, berichtigt; und wenn seine Leistungen auf diesem Ge-

biete die jetzigen Historiker nicht mehr so wie seine Zeitgenossen befriedigen können, so liegt der Grund hauptsächlich mit darin, daß der Pütter'schen Zeit überhaupt noch der wahre geschichtliche Sinn, wie er durch die neueren Schulen geweckt worden ist, abging, und daß die Kenntniß und Benutzung der älteren deutschen Geschichtsquellen noch eine, im Vergleich mit der jetzigen, höchst mangelhafte war. Indessen zugeben muß man trotz alledem, daß Pütter's Wirksamkeit auf diesem Gebiete keine neue Bahnen eröffnende oder Epoche machende genannt werden kann.

Wohl aber war dies bei Carl Friedrich Eichhorn der Fall. Sein großes und umfassendes Werk über die deutsche Staats- und Rechtsgeschichte trägt zwar auch in seinen Anfängen und ersten Bearbeitungen noch manche Unvollkommenheiten an sich, die sich besonders wieder aus dem damals noch unvollkommneren Zustand der älteren deutschen Geschichts- und Rechtsquellen erklären. Jedenfalls war aber der Gedanke und Plan des Verfassers dieses in seiner Art ganz neuen Werks ein genialer, und mit vollem Rechte hat man Eichhorn als „Meister der historischen Schule", als den „Vater der deutschen Staats- und Rechtsgeschichte" bezeichnet, welcher in die Behandlung des deutschen Rechts und seiner Geschichte in Epoche machender Weise eingriff, oder, wie Jacob Grimm in seiner Vorrede zu den deutschen Rechtsalterthümern 1828 sich ausdrückte, „unter dessen Händen die Wissen-

ſchaft des deutſchen Rechts einen neuen Schwung genommen". Auf Eichhorn's Schultern ſtehen alle ſpäteren Bearbeiter der Geſchichte und Dogmatik des deutſchen Rechts, mögen ſie auch ſelbſt wieder noch ſo Bedeutendes geleiſtet haben, und es heißt ſein großes Verdienſt ganz unter den Scheffel ſtellen, wenn ſein Werk in neueren Büchern, die weſentlich in ihrer Exiſtenz und Beſchaffenheit durch Eichhorn's Vorgang bedingt waren, ſeine deutſche Staats- und Rechtsgeſchichte nur als die der Zeit nach erſte ſyſtematiſche Bearbeitung aufgeführt wird, ohne ein einziges Wort der Anerkennung von Eichhorn's Verdienſt als des eigentlichen Gründers der Wiſſenſchaft. Doch fehlt es auch in neueſter Zeit nicht an Solchen, welche (wie z. B. H. Schulze, Einleitung in das deutſche Staatsrecht, Leipzig 1867) bereitwillig anerkennen, daß erſt durch Eichhorn's rechtshiſtoriſche Begründung ein tieferes Verſtändniß der wichtigſten ſtaatsrechtlichen Inſtitutionen, z. B. der Landſtände, der Städteverfaſſung, des Gemeindeweſens, der fürſtlichen Hausgeſetzgebung ꝛc. angebahnt, erſt durch ihn im Staats- wie im Privatrechte eine ſchärfere Bloslegung des gemeinrechtlichen Kerns aus der Umhüllung zufälliger Particularitäten ermöglicht worden iſt.

Sowohl Pütter als Eichhorn haben das poſitive Recht beſonders aus ſeinen hiſtoriſchen Wurzeln zu erklären geſucht. Sie verſchmähen aber keineswegs die ebenſo nothwendige rationelle Begründung aus

Zweck und Wesen des Staats und der einzelnen Rechtsinstitute, ohne jedoch den Producten philosophischer Speculation oder den Forderungen der Politik eine Berechtigung zuzugestehen, sich an die Stelle des positiven Rechts zu setzen.

Die Anfänge der jetzt mit Recht herrschenden Verbindung der philosophischen und historischen Methode bei der Behandlung des Rechts lassen sich schon bei Pütter erkennen; namentlich in einigen Abhandlungen seiner „Beiträge zum deutschen Staats- und Fürstenrecht", in welchen er mehrfach die Consequenzen aus der Natur des staatlichen Gemeinwesens geltend macht und gegen privatrechtliche Anschauungen der sogenannten Patrimonialitäts-Theorie sich erklärt, womit auch sein vielfach bethätigter Eifer gegen die mißbräuchliche Anwendung des römischen Rechts auf deutsche Verhältnisse in Verbindung steht.

In ähnlicher, aber das staatsrechtliche Princip noch mehr betonender und in seine Consequenzen verfolgender Weise hat Eichhorn das deutsche Staatsrecht behandelt. Zwar existirt von ihm kein gedrucktes System des deutschen Staats- und Bundesrechts, wovon ihn verschiedene Gründe abgehalten haben, insbesondere, wie er selbst einmal gegen mich äußerte, der Umstand, daß die widersinnige Verheimlichung der Protocolle der deutschen Bundesversammlung, die ich auch in der Vorrede zur 2. Auflage meines deutschen Staats- und Bundesrechts bitter genug gerügt

habe, dem deutschen Publicisten eine der wichtigsten Quellen des öffentlichen Rechts von Gesammt-Deutschland und des Staatsrechts einzelner deutschen Staaten verschloß. Alle Zuhörer Eichhorn's in den staatsrechtlichen Vorlesungen, denen auch ich noch beizuwohnen das Glück hatte, werden aber bestätigen, was ich vorhin von Eichhorn's Methode sagte, und ich lege gern das Geständniß ab, daß meine eigene Methode der Behandlung des deutschen Staatsrechts wesentlich durch Eichhorn bestimmt worden ist.

Zu den Publicisten mit politisch-reformatorischer Tendenz kann aber weder Pütter noch Eichhorn gerechnet werden. Ihr Bestreben ging nur darauf, die bestehenden Rechtszustände in ihrem Wesen zu erfassen, theoretisch zu begründen und zu entwickeln; nicht aber darauf, sie einer, das Ungenügende oder Mangelhafte derselben bloßlegenden Kritik zu unterwerfen. Für Pütter existirte so zu sagen die Gebrechlichkeit und theilweise Monstrosität der deutschen Reichsverfassung nicht, und von den relativ besten Stücken derselben, wie z. B. der Reichsjustizverfassung, hatte er, weil sie ihm als Gegenstand langjähriger, von Jugend auf betriebener Studien an's Herz gewachsen waren, eine viel zu günstige Meinung. — Ein französischer Graf de Chatenay, der mit Frau und Kind im Sommer 1777 sich hier aufhielt und dem Pütter ein Privatissimum über die deutsche Reichsverfassung in französischer Sprache gab, machte

einmal gegen Pütter die treffende Bemerkung: „Er sehe doch, daß er sich von der deutschen Freiheit, die ihm so oft gerühmt worden sei, eine unrichtige Vorstellung gemacht habe. Er finde jetzt, gegen seine Erwartung, daß es mehr eine Freiheit der deutschen Fürsten und Reichsstände als Freiheit der Unterthanen sei.“ Pütter konnte, wie er selbst bekennt, dem Fremden diesen Scrupel nicht ganz benehmen; der Gedanke an eine nothwendige Reform der ganzen Verfassung blieb ihm aber doch fern; am fernsten aber eine Kritik, wie sie der pseudonyme Hippolithus a Lapide übte, dessen zunächst auf Vertilgung des Hauses Oesterreich gerichtete Vorschläge Pütter geradezu „abscheulich“ nennt, oder auch nur so, wie sie, mehr objectiv, Samuel Pufendorf geltend macht, welcher unter dem Namen Severinus de Mozambano die völlige Abnormität der deutschen Reichsverfassung schon längst an's Licht gestellt hatte. Pütter's politischer Standpunkt, soweit überhaupt von einem solchen bei ihm die Rede sein kann, war offenbar der des Leibnitz'schen Caesarinus Fürstenerius, d. h. eines gleich gut kaiserlich und fürstlich gesinnten Publicisten, und er ist deshalb sein ganzes Leben hindurch von beiden Seiten mit gleichem Respect behandelt worden, obwohl eine seiner ersten Schriften: „Patriotische Abbildung der beiden höchsten Reichsgerichte“ in Wien nicht gefiel, weil sie in der Bevorzugung des Kammergerichts von dem Reichshofrath, wie Münchhausen warnend

ſchrieb, dem Kalb in die Augen geſtoßen hatte. Die wichtigen politiſchen Ereigniſſe des vorigen Jahrhunderts, insbeſondere der ſiebenjährige Krieg und deſſen verſchiedene Erfolge, werden nur chronikenartig regiſtrirt, aber nicht in ihrer politiſchen Bedeutung gewürdigt, und von der unmittelbar die Reichsverfaſſung berührenden, erſten preußiſchen Unionsbeſtrebung, dem Fürſtenbunde Friedrich's des Großen von 1785, über welchen jüngſt noch Leopold Ranke neues Licht verbreitet hat, ſcheint Pütter entweder gar nichts erfahren, oder es nicht der Mühe für werth geachtet zu haben, davon zu reden.

Pütter war aber trotz alledem durch und durch ein rechtlicher und braver Mann und höchſt gewiſſenhaft in Erfüllung deſſen, was er als ſeine Pflicht oder ſeinen Beruf erkannt hatte. Mag es auch jetzt zur herrſchenden Auffaſſung gehören, ihn gegen Johann Jacob Moſer oder auch Carl Friedrich v. Moſer zurückzuſetzen, weil er nicht gegen fürſtliche Willkühr ſich aufgebäumt, nicht für das Recht der Unterthanen eingetreten ſei, wie die genannten Männer es gethan, in keiner Weiſe iſt man deshalb berechtigt, ihn als geſinnungslos zu bezeichnen, oder als ſogenannten Hofpubliciſten zu behandeln, und dies umſoweniger, als er in ſeinem langen Leben gar nicht in ſolche Lagen gekommen iſt, wie der ältere und der jüngere Moſer. Sehr lebendig entwickelt war in Pütter der Rechtsſinn, nicht aber der politiſche. Höhere Politik zu

treiben, das ging, wie er selbst einmal sagt, über seinen Horizont.

Auch Carl Friedrich Eichhorn, obwohl es gewiß nicht über seinen Horizont gegangen wäre, liebte dies nicht. Den politischen Bestrebungen der Zeit gegenüber dürfe man, wie er meinte, die Schwierigkeiten, die die Regierungen in der Ordnung der staatlichen Verhältnisse zu überwinden hätten, nicht noch vermehren und bei der Erörterung politischer Fragen, wo sie sich nicht vermeiden lasse, nicht von dem Standpunkte des Skepticismus abweichen, welchen der Privatmann dabei einzuhalten habe. Im Vergleich mit Pütter war aber Eichhorn eine viel kernigere und energischere Natur und durch und durch ein deutscher Mann, der deutsche Art und deutsches Wesen im Gebiete des öffentlichen und Privat-Rechts zur Geltung zu bringen als seine Hauptaufgabe betrachtete und der seine deutsch-patriotische Gesinnung zur Genüge durch das schon erwähnte tapfere Mitkämpfen im Befreiungskrieg von 1813 und 1814 bewährt hat, wofür auch ein unmittelbar nach der Schlacht bei Leipzig an seine Frau geschriebener Brief Zeugniß gibt, in welchem er in den Ausruf ausbricht: „Deutschland ist frei, und ich habe dafür mitgestritten; in meinen alten Tagen denke ich noch an dem Genuß zu zehren, den mir diese Theilnahme an der gemeinsamen Sache macht."

Für die nach den Befreiungskriegen hervortreten-

den Bestrebungen der liberalen Parteien konnte sich Eichhorn nach seiner Eigenart nicht erwärmen. Entschiedener Gegner einer absoluten Fürstenherrschaft und der Haller'schen Theorieen, war er doch kein Freund des französischen Constitutionalismus oder nach fremder Schablone zugeschnittener Verfassungen und theilte in Betreff der sogenannten Codificationsfrage den Standpunkt von Savigny „über den Beruf unserer Zeit". Dafür war er aber der eifrigste Vertreter der Existenz, der wissenschaftlichen Begründung und praktischen Bedeutung eines gemeinen deutschen Rechts und verlangte eine, in ihrer eigenen deutschen Art gebildete und den gegenwärtigen Verhältnissen Rechnung tragende, ständische Verfassung. Hinsichtlich des deutschen Bundes blieb für ihn das, die Souveränetät und Selbständigkeit der Einzelstaaten vorzugsweise betonende Princip der Bundesacte, die Definition des Bundes als eines völkerrechtlichen Vereins souveräner Staaten, maßgebend, und er glaubte sich deshalb selbst gegen die schon bei der Gründung des Bundes gestellte Forderung der Einrichtung eines Bundesgerichtes für Streitigkeiten der Staaten unter einander und der Regierungen mit den Unterthanen und Ständen aussprechen zu müssen; eine Ansicht, die ja dann auch, nachdem noch im Deutschen Bunde verschiedene Anläufe zur Begründung eines Bundesgerichts gemacht worden waren, selbst bei der Einrichtung des Norddeutschen

Bundes, trotz der vom Deutschen Bunde sehr verschiedenen Construction, nicht gerade zur Freude aller Mitwirkenden, die Oberhand behauptet hat!

Für Preußen, dem Eichhorn, wie wir sahen, in zwei verschiedenen Lebensperioden angehörte, hatte er die lebhaftesten Sympathieen und hat es oft mit der größten Entschiedenheit ausgesprochen, daß „von Preußen die Zukunft Deutschlands abhänge und seine politische Wiedergeburt ausgehen müsse". Nach den noch in der letzten Ausgabe seiner Rechtsgeschichte von 1844 (Th. IV, § 614 f.) vorkommenden Aeußerungen über den Einfluß politischer Theorieen auf die öffentlichen Zustände Deutschlands kann aber auch darüber kein Zweifel bestehen, daß Eichhorn nicht leicht geneigt war, die Aenderung bestehender Rechtszustände und die Aufhebung wohlerworbener Rechte anders als aus Gründen der dringendsten Nothwendigkeit zu entschuldigen oder als zulässig zu betrachten.

Den Zusammenbruch der bisherigen politischen Verfassung Deutschlands oder des von ihr so lange cultivirten Rechts des Deutschen Bundes, wie er 1815 gleich von Anfang an sehr reformbedürftig, aber auch ebenso reformunfähig, gegründet worden war, hat Eichhorn nicht erlebt, — im Gegensatz zu Pütter, welcher, wie wir sahen, die Auflösung der deutschen Reichsverfassung und den Umsturz des bestehenden Staatsrechts wenigstens noch erlebte, aber freilich nicht mehr zu begreifen im Stande war. Wie übrigens

Pütter darauf vorbereitet war und wie er ſich dazu verhalten haben würde, darüber gibt eine von ihm ſelbſt erzählte kleine Geſchichte Aufſchluß: Als König Friedrich Wilhelm II. von Preußen auf der Rückreiſe von Pyrmont am 2. Auguſt 1796 auf dem Hardenberg war und daſelbſt von einer Deputation der Univerſität, aus Stäudlin, Pütter, Richter und dem Vater unſeres Eichhorn beſtehend, begrüßt wurde, warf der Landrath Graf v. Hardenberg, der dem König eben zur Seite ſtand, im Hinblick auf die immer näher rückende Auflöſung des gänzlich morſchen deutſchen Staatskörpers, gegen Pütter die Frage auf: „wie es mit dem von ihm bisher betriebenen deutſchen Staatsrecht gehen würde", worauf Pütter erwiderte: „Wenn ich deſſen Umſturz erlebte, müßte ich darauf denken, auf die Ruinen des alten, das denn doch wohl noch manche Ueberbleibſel zurücklaſſen dürfte, ein neues zu bauen."

Ich brauche wohl kaum hinzuzufügen, daß auch Publiciſten der neueſten Zeit wirklich in die Lage gekommen ſind, dies verſuchen zu müſſen.

Blumenbach.

Von

A. Grisebach.

Digitized by Google

Die hohe Stufe des Anſehens und Ruhms, zu welcher Göttingen im vorigen Jahrhundert ſo raſch ſich erhob, iſt zwar zunächſt dem Verdienſt der Gelehrten beizumeſſen, die hier gewirkt haben, aber zugleich auch den Grundſätzen, die, in der Stiftungsurkunde unſerer Hochſchule ausgeſprochen, für ihre Verwaltung maßgebend geblieben ſind. Hier war von Anfang an der Blick nicht auf particulariſtiſche Intereſſen eingeſchränkt, ſondern auf den ganzen Umfang deutſcher Bildung und Wiſſenſchaft gerichtet. Nicht bloß die zum öffentlichen Dienſt Berufenen ſollten zu ihrem Fache ſich ausbilden, um allen Zweigen der gelehrten Studien gerecht zu werden, wurde jedem ihrer Vertreter, ſobald er ſich als Lehrer oder als Schriftſteller hervorthat, die gleiche Anerkennung und Fürſorge von Seiten des Staats zu Theil. Ihnen allen ſtand je nach ihrer perſönlichen Richtung gleiche Muße, völlige Frei-

heit in ihren Forſchungen, in ihren Lehren und Schriften zu Gebote. Die Regierung beſeelte ein ehrendes Vertrauen auf das Pflichtgefühl des Einzelnen, welches in unſerem Volksſtamme weder einer peinlichen Beaufſichtigung noch eines äußern Sporns bedarf. Auch möchte man darin wohl den ſtillen Einfluß erkennen, wie ihn das wetteifernde Zuſammenleben in einem engern Kreiſe hervorruft, daß die Fremden, die nach Göttingen berufen wurden, an Treue und Gemeinſinn ſtets den Einheimiſchen gleichſtanden. Aus den verſchiedenſten Ländern deutſcher Zunge wurden ſie hier zu gleichen Zwecken vereinigt. Die gewohnten Einwirkungen der Landesart und der Familienverbindungen wurden fern gehalten: wo es galt, ein Talent heranzuziehen, wurde nicht nach Heimath und Empfehlung gefragt, ſondern nach Verdienſt und Charakter. Hülfsmittel für die wiſſenſchaftlichen Forſchungen zu ſchaffen, wurde kein Opfer geſcheut, bald waren die Anſtalten dieſes kleinen Orts denen der größten Hauptſtädte ebenbürtig. Unter ſolchen Bedingungen entwickelte ſich ein beſonderer wiſſenſchaftlicher Forſchungsgeiſt, der bei den hiſtoriſchen Gelehrten wie bei den Naturforſchern ſich gleichmäßig ausſpricht und der, den Strebungen der Phantaſie und Speculation abhold, durch ſeine Richtung auf das Thatſächliche und deſſen Zuſammenhang bezeichnet wird. In einer Zeit, wo die Blüthe des Deutſchen Reichs einer fernen Vergangenheit angehörte und ſeine Zu-

kunft wie verloren ſchien, ſind es ſolche Mittelpunkte eigenartiger Bildung, ſolche Pflanzſtätten der Wiſſenſchaft und Kunſt geweſen, wohin der kraftvolle Geiſt unſerer Nation ſich rettete, um das gemeinſame Band, welches uns zuſammenfügt, ſeiner ſtaatlichen Wiedergeburt entgegenzuführen.

Zu ſolchen Betrachtungen geben gegen den Ausgang des vorigen Jahrhunderts Weimar und Göttingen den nächſten Anlaß, von beiden Orten haben die Strahlen deutſcher Poeſie und Wiſſenſchaft das ganze Vaterland weithin erleuchtet. Mir aber lag es nahe, gerade heute dieſe Geſichtspunkte voranzuſtellen, weil die Bedeutung des Mannes, von dem ich zu Ihnen zu reden habe, vorzugsweiſe in ſeiner über weite Fernen ausgebreiteten, anregenden Kraft gelegen hat. Es ſoll gezeigt werden, wie es kam, daß der Name Blumenbach's, nicht bloß in Deutſchland gefeiert, lange Zeit hindurch für unſere Hochſchule eine mächtige Anziehung ausübte, wie ſeine Ideen in mehreren Zweigen der Naturwiſſenſchaft den Gang ihrer Fortbildung beſtimmt haben und noch in unſern Tagen fruchtbringend nachwirken. Von ſeiner einfachen Lebensgeſchichte ausgehend, werde ich verſuchen, ihn als wiſſenſchaftlichen Forſcher, als akademiſchen Lehrer und als bedeutende Perſönlichkeit zu würdigen und uns das Bewußtſein ſeines Werths zu erneuern.

Blumenbach wurde im Jahre 1752 zu Gotha geboren und kam nach Göttingen, ſeine mediciniſchen

Studien zu vollenden. In manchen Fällen hat man hier gewagt, jungen, noch unerprobten Talenten einen großen Wirkungskreis anzuvertrauen, und nur selten wurde die Erwartung getäuscht, sie dadurch nur um so kräftiger emporreifen und zur vollen Entfaltung ihrer Energie gelangen zu sehen. Solche Männer konnten das Schicksal preisen, welches sie an diesen Ort geführt, dem sie daher auch Zeit ihres Lebens treu blieben. Es war eine allgemein unter den deutschen Gelehrten geltende Ansicht, daß, hier eine Stellung zu gewinnen, der höchste Erfolg sei, den ihr Ehrgeiz erreichen könne, und denen, die frühzeitig dazu gelangten, diente diese Meinung wiederum, das Verdienst ihrer Leistungen in ein glänzenderes Licht zu stellen. Dieses Glück ist Blumenbach im höchsten Maße zu Theil geworden; es war die erste Quelle seines Ruhms, der, in jugendlichen Jahren erworben, ihn eine Lebenszeit von seltener Dauer hindurch begleitet hat. Dreiundzwanzigjährig eröffnete er seine Vorlesungen; schon nach dem ersten Semester wurde er zum Professor ernannt und bereits zwei Jahre später sehen wir ihn als ordentliches Mitglied der medicinischen Facultät in einer Wirksamkeit, von deren Umfang die heutige Zeit auch nicht entfernt eine Vorstellung gibt. Denn durch Nichts treten uns der Aufschwung und die vervielfältigten Richtungen der Naturstudien, die seitdem erfolgt sind, deutlicher entgegen, als in dem Bildungsgang, den man damals

und jetzt von dem angehenden Arzte forderte, und in der Arbeitstheilung, die unter den akademiſchen Lehrern der durch Blumenbach vertretenen Fächer eingetreten iſt. Jetzt haben wir hier für die Ausbildung der Aerzte neun ordentliche Profeſſuren in der mediciniſchen und vier in der philoſophiſchen Facultät, alſo dreizehn Lehrſtellen, denen zur Zeit von Blumenbach's Auftreten (1775) nur vier zu entſprechen hatten. Nur zum geringſten Theil erklärt ſich dieſer Unterſchied aus der Erweiterung unſerer Anſtalten und der Verdoppelung von Lehrkräften desſelben Fachs; durch die Fortſchritte der Naturwiſſenſchaften und der Medicin wurde die Theilung der Vorleſungen, die Beſchränkung der Lehrer auf einzelne Fächer nothwendig. Haller lehrte Anatomie, Phyſiologie, Chirurgie und Botanik, bei Blumenbach finden wir noch Phyſiologie, vergleichende Anatomie und alle Zweige der Naturgeſchichte vereinigt, auch über Krankheitslehre hat er längere Zeit geleſen. Es iſt allerdings nicht zu verkennen, daß die Menge verſchiedenartiger Lehrvorträge, die er zu halten hatte, für die Muße zu eignen Unterſuchungen und ſchriftſtelleriſcher Productivität nachtheilig war, aber wenigſtens ſeine Gelehrſamkeit gewann dadurch an Weite des Geſichtskreiſes, und ſein Geiſt wurde, durch die Mannigfaltigkeit der Naturanſchauungen genährt, an bedeutenden Gedanken fruchtbarer. Als Autorität, als Kenner der Thatſachen ſtand ihm auf einem ſo umfaſſenden Gebiete lange Zeit hindurch in Deutſchland wohl Nie-

mand gleich; in der Beherrschung der Fachliteratur hat er kaum einen in solchem Umfang bewanderten Nachfolger gefunden, seitdem die Naturforscher auf das Ueberlieferte weniger Gewicht legen als auf den Fortschritt der Erkenntniß.

So verfloß ein langes, der Lehrthätigkeit, dem Studium, der Herbeischaffung von Sammlungen und andern wissenschaftlichen Hülfsmitteln gewidmetes Leben, ohne daß äußere Schicksale es beunruhigt oder auch nur in veränderte Bahnen gelenkt hätten. Als dann das Greisenalter kam und Blumenbach fast Alle, mit denen er verbunden gewesen, überlebt hatte, sah man ihn zwar immer mehr vereinsamt und auf die Studirstube zurückgezogen, aber fast noch in den letzten Jahren hielt er seine Vorlesungen; sein körperliches Wohlbefinden war nie gestört gewesen, und, wie fremdartig und theilnahmlos er auch in der letzten Periode seines Lebens den Bestrebungen und Interessen einer neuen Zeit gegenüberstand, so zeigte die Energie seiner geistigen Kraft sich doch nicht gemindert, als ich wenige Wochen vor seinem Tode ihm von wissenschaftlichen Dingen zu berichten hatte. Er starb im Januar 1840, als das 89. Lebensjahr beinahe erreicht war; in 118 Semestern hatte er seine vielgerühmte Vorlesung über Naturgeschichte wiederholt und unserer Hochschule 65 Jahre lang als Lehrer angehört. Mit wissenschaftlichen Ehren ist er, wie kaum einer seiner Zeitgenossen, überhäuft worden.

Als er 1825 sein Doctorjubiläum feierte, wurde von den Aerzten Deutschlands eine Stiftung zu seinem Andenken gegründet, welche jungen Medicinern zur Ausbildung auf Reisen bedeutende Mittel zur Verfügung stellt.

Gleich aus der ersten Schrift, mit welcher Blumenbach bei seiner Promotion hervortrat, entspann sich seine spätere anthropologische Richtung. Die Unterscheidung von fünf Menschenrassen und ihre, aus Mittelstufen der Bildung abgeleitete, genetische Verwandtschaft ist hier zuerst ausgesprochen und, diese Lehre durch seine Sammlung von Schädeln immer fester zu begründen, ein Hauptziel seiner Thätigkeit geblieben. Er hatte in jüngeren Jahren eine eigne Geschicklichkeit, zu näherer Untersuchung solche Stoffe auszuwählen, welche im Zeitpunkt, in dem er damit hervortrat, die allgemeinste Aufmerksamkeit auf sich zogen. Damals herrschte in der Naturgeschichte die Schule Linné's unbestritten, die das Wandelbare der organischen Gebilde von dem Unveränderlichen zu scheiden und dieses auf einen einfachen Ursprung zurückzuführen strebt. Es war aber auch zugleich die Zeit Herder's, als das Streben nach Humanität in Aller Munde war und philanthropische Schriftsteller die deutschen Herzen entzündeten. Was konnte einen größern Antheil erwecken, als jene wissenschaftliche Methode auf die Naturgeschichte des Menschen angewendet und den Beweis geführt zu sehen, daß allen

Bewohnern der Erde gleiches Recht und dieselbe Würde zuzusprechen sei. Hier haben wir eine unmittelbare Verbindung gelehrter Untersuchungen mit einer gesellschaftlichen Aufgabe vor Augen. Wenn wir in der Aufhebung des Sclavenhandels unter den christlichen Culturvölkern einen der größten Fortschritte der heutigen Civilisation erblicken, so mußte die Ueberzeugung von der Ebenbürtigkeit des Negers vorausgehen, und diese Lehre war von Blumenbach begründet worden. Die Autorität hatte in jener Zeit, als die wissenschaftliche Bildung weniger verbreitet war, eine ganz andere Bedeutung wie jetzt. Blumenbach selbst beruft sich für die Einheit des Menschengeschlechts auf Haller, Linné und Buffon, er verspottet Diejenigen als Grillenfänger, die entweder mehrere Stämme unterscheiden oder, wie es sich jetzt wiederholt, den Orang-Utang von demselben Ursprunge ableiten wollten. Aber er leistete mehr als seine Vorgänger, indem er, die Methode Linné's befolgend, seinen Satz auf die umfassendsten Beobachtungen stützte, auf die Vergleichung einer Sammlung zur Naturgeschichte der Menschenrassen, welche einzig in ihrer Art war und die zum Beleg diente, daß nicht eine einzige körperliche Verschiedenheit vorkomme, die nicht durch eine Reihe von Mittelformen in die andere überfließe. Noch heute erscheint diese Untersuchung abschließend in ihrem Ergebniß und musterhaft in ihrer Ausführung. Als die Anthropologie in unsern Zeiten einen entschiedenen

Aufſchwung nahm, kam man in Göttingen zuſammen, um bei dem Plan zu neuen Forſchungen die Sammlung Blumenbach's zu benutzen, welche die Originale zu ſeinen Schädelabbildungen enthält und eine der größten Zierden unſerer Muſeen iſt. Es war ein Lebenswerk, ſie in dieſer Vollendung zuſammenzubringen, und es gehörten dazu Verbindungen, die über die ganze Erde reichten. Die Anthropologen der Gegenwart haben die begonnene Arbeit zu ergänzen und weiterzuführen, aber, was damals geleiſtet ward, bleibt die Grundlage aller künftigen Forſchungen.

Einen ähnlichen, jedoch auf eine kürzere Zeit beſchränkten Erfolg hatte die Schrift „Ueber den Bildungstrieb". In der Phyſiologie war die Frage über die Entſtehung der Organismen an der damaligen Tagesordnung, aber in einem andern Sinne wie jetzt, wo man das Leben auf die auch in der unorganiſchen Natur waltenden Kräfte zurückzuführen ſtrebt. Das Lebendige erſchien von dem Lebloſen durch eine unermeßliche Kluft geſchieden, in dem Vergänglichen ſuchte man nach der ewig dauernden Urſache des Fortbeſtehens organiſcher Schöpfungen. Haller hatte die Meinung verfochten und zu allgemeiner Anerkennung gebracht, daß die Keime aller Menſchen, die die Erde bewohnen, ſowie aller Thiere und Pflanzen gleich bei der erſten Schöpfung entſtanden ſeien, in unſichtbarer Kleinheit in einander eingeſchloſſen, ſo daß ſie, ſich

allmählich von einander ablösend, nach und nach zu ihrer Zeit zur Entwickelung gelangen und in den Kreis des Lebendigen eintreten. Gegen diese Ansicht erhob sich Blumenbach, sein Bildungstrieb ist Nichts weiter als daß, wie bei der Ernährung, so auch bei der Zeugung die Stoffe sich verbinden, und daß bei ihrer Vereinigung eine Kraft thätig wird, welche ihre Organisation zusammenfügt. Nicht der Keim ist von Anfang an gegeben, sondern nur die bildende Kraft besteht in ewiger Geltung, welche den Stoffen erst ihre Gestalt gibt. Wie die Nahrungsstoffe sich chemisch umbilden, um zu lebendigen Gliedmaßen des Leibes zu werden, so entstehen auch die Keime, wenn die Stoffe sich zusammenfinden. Blumenbach verglich diesen Vorgang aber mit einer chemischen Thätigkeit, und die Schärfe eines ahnenden Blickes verräth es, daß diese Lehre von ihm zu einer Zeit vorgetragen wurde, als die Chemie Lavoisier's noch nicht bestand, die erst beweisen sollte, daß die Grundstoffe der unorganischen Natur und der organischen Gebilde dieselben sind und ihre Mischung allerdings zur Entstehung der letztern als eine wesentliche Bedingung betrachtet werden kann. Aber ob sie die einzige sei, wissen wir noch heute nicht, das letzte Wort über die Erzeugung der Keime und über das Verhältniß des Lebens zum Leblosen ist noch nicht gesprochen. Die Widerlegung älterer Meinungen ist von Blumenbach mit Schärfe und Geist geführt: der Versuch, seine

eignen Sätze durch Beobachtungen zu erweisen, bietet der Kritik fast dieselben Blößen. Er meinte, mit Hülfe des Mikroskops die Entstehung neuer Individuen von einfach gebauten Thieren und Pflanzen gesehen zu haben; aber schon damals hätte er begreifen müssen, daß auch das mikroskopische Sehen seine Grenzen hat und in das unendlich Kleine der Natur, von dem ihre Bildungen ausgehen, nicht eindringen kann. Und eben in diesen ersten Anfängen der Stoffverbindung liegt der ursprüngliche Keim des Lebens verborgen; dieses Geheimniß wurde nicht gelüftet, es erscheint uns noch heute unnahbar wie damals.

Neben diesen beiden, zu jener Zeit so selbständig hervorragenden Untersuchungen haben Blumenbach's Lehrbücher der Naturgeschichte, der vergleichenden Anatomie und der Physiologie am meisten dazu beigetragen, seinen Ruf als Schriftsteller auszubreiten. Durch die klare Darstellung der Thatsachen und durch eine den Bedürfnissen des Unterrichts entsprechende Auswahl des Stoffs wußte er sich einen solchen Beifall zu erwerben, daß der Druck dieser Werke mehrfach wiederholt werden mußte: von der Naturgeschichte sind allein zwölf rechtmäßige Auflagen erschienen und die Uebersetzungen in fremde Sprachen beweisen, wie weit ihr Ansehen in die Ferne drang. Solche Lehrbücher indessen, welche den Inhalt einer Wissenschaft zusammenfassen und mit ihrem Fortschritt veralten müssen, haben für die Zeitgenossen einen größern Werth als

für die Nachwelt: der Name und Rang, den ein Naturforscher in der Geschichte einnimmt, beruht auf seinen eignen Forschungen. Einige verdanken ihren Nachruhm den Entdeckungen von neuen und wichtigen Thatsachen, oder der Ergründung von Gesetzen, von denen die Natur beherrscht wird, Andere dem Umfang ihrer Untersuchungen oder der Feinheit, mit welcher ihr Scharfsinn eine Frage bis in die letzten Falten des Verborgenen beleuchtet. Von solchen Eroberungen des in die Naturgeheimnisse eindringenden Geistes finden wir in Blumenbach's Schriften, so groß ihre Zahl und so mannigfaltig ihr Inhalt ist, keinen weitern Beleg, der noch jetzt die Aufmerksamkeit auf sich zöge. Es lag jener Zeit, die dem Aufschwung der deutschen Philosophie so günstig war, der Gedanke ferner, als jetzt, daß man, um der Natur Etwas abzugewinnen, sie selbst befragen müsse, man meinte, durch Nachdenken und Erwägen der Erscheinung in ihr Inneres einzudringen. Als Cuvier und Baer auftraten, von denen eine neue Epoche ausging, war die Entwickelungsperiode von Blumenbach's Leben schon vorüber. In der Naturgeschichte blieb er auf dem Standpunkte Linné's stehen und besaß doch nicht die dem Anspruch auf äußere Anerkennung abgewandte Entsagung, ihm in der Breite vergleichender Einzelbeobachtungen nachzufolgen. Seine Neigung zu literarischen Studien und sein Hang, dem Ungewöhnlichen einen größern Werth beizulegen, als dem typisch Ge-

ordneten, hielt ihn von erschöpfender Arbeit zurück. Wie ist es nun zu erklären, daß er ohne Leistungen von größerm Umfange und zugleich bleibendem Werth doch den Naturforschern ersten Ranges zugezählt worden ist, und zwar nicht bloß von der Menge, die durch äußern Erfolg geblendet wird, sondern von den besten Köpfen, selbst dann noch, als die Wissenschaft längst in andern Bahnen sich bewegte?

Es gibt noch einen andern Weg zur Ehre und zum Ruhm, als den durch Ausbau und Vertiefung der Erkenntniß, eine Bahn, deren Spuren in der Geschichte leichter verlöschen, obgleich die Zeit, in der sie eingeschlagen wurde, in ihrem Beifall doch keineswegs zu weit ging. Die größte Wirksamkeit Blumenbach's bestand in der Anregung durch die Wissenschaft befruchtender Ideen, die, als er selbst seinen Stern erbleichen sah, von Andern ausgebeutet, erst unter fremder Pflege ihre Blüthen und Früchte getrieben haben. Linné hatte das Thierreich nach den äußern Merkmalen der Gestaltung und Lebensweise geordnet; Blumenbach richtete den Blick auf die innern Organe, und erst hierdurch ist es möglich geworden, den Plan der verschiedenen Bildungen zu verstehen und eine vergleichende Anschauung zu begründen, welche nicht bloß einzelne Formen zu unterscheiden strebt, sondern ihrer natürlichen Verwandtschaft nachgeht und gleichsam nach ihren Baustylen die Organisationen zusammenfaßt. Gleich zu Anfang seiner Laufbahn eröffnete Blumen-

bach Vorlesungen über den innern Bau der Thiere, sein Lehrbuch der vergleichenden Anatomie ist das erste seiner Art gewesen. Aber er führte die Aufgabe nicht weiter als zu einer Sammlung aphoristischer Kenntnisse; erst Cuvier war es vorbehalten, ein Werk von so weitem Umfange nach großen Entwürfen zu unternehmen und durch zusammenhängende Untersuchung auszuführen, erst durch seine Arbeit hat das Natursystem der Thiere seine sichern Grundlagen erhalten.

Eine ebenso reiche Ernte wurde Cuvier auch auf einem andern Felde zu Theil, dessen Fruchtbarkeit Blumenbach zuerst erkannt hatte und das er versäumte zu bebauen, nachdem er einige wenige Samenkörner ausgestreut und an ihrem Wachsthum sich die Güte des Bodens erprobt hatte. Was die Vorwelt an Versteinerungen und sonstigen Ueberresten organischer Schöpfungen zurückgelassen, war noch wenig bearbeitet. Blumenbach richtete darauf vorübergehend seine Aufmerksamkeit, er fand sich durch die in den Kalkgesteinen unserer Gegend eingeschlossenen Schalthierreste angezogen und redete gern davon, daß wir in den Straßen unserer Stadt sogar die Denkmale von untergegangenen Thiergeschlechtern täglich vor Augen haben. Bald erlebte Cuvier den Triumph, eben nach dem Plan ihrer Bildung aus Fragmenten die ganze Organisation einer nicht mehr bestehenden Schöpfung enträthseln zu können, gleichsam an den Klauen den Löwen zu erkennen. Aber erst viel später gedieh eine

andere Saat zur Reife, die auf diesem Gebiete ebenfalls von Blumenbach ausgegangen ist. Er bemerkte zuerst, daß die Thiere und Pflanzen einer frühern Welt entweder den lebendigen Organismen gleich gebaut oder ihnen nur ähnlich sind, oder endlich durchaus fremdartig der heutigen Schöpfung gegenüberstehen. Hierauf gründete er drei, der Zeit ihres Bestehens nach geordnete Altersclassen: das mit den heutigen Gebilden Uebereinstimmende ist am spätesten erzeugt worden, das Aehnliche früher, und das Fremdartige besteht aus den ältesten Bewohnern der Erde. Hätte er diese Ideen im Einzelnen ausgearbeitet, auf die er nur durch wenige ausgezeichnete Beispiele geleitet worden war, es wäre eine unvergleichliche Leistung gewesen; diesen Weg hat Buch ein halbes Jahrhundert später eingeschlagen und dadurch die Geologie zu dem gemacht, was sie nun geworden ist, eine nach gegliederten Zeiträumen geordnete Geschichte der organischen Schöpfungen, die dem Menschen vorausgegangen sind und von denen die letzten gleichzeitig mit ihm lebten.

Wie Blumenbach als Lehrer der Jugend an unserer Hochschule gewirkt hat, ist zwar unvergessen und lebt noch jetzt in der Ueberlieferung unter uns, aber kann doch von Denen, die seine Vorlesungen in späterer Zeit besucht haben, leicht irrig beurtheilt werden. Der Zeitgeschmack hatte sich verändert, man kann wohl sagen, veredelt, man fand es nicht mehr

erträglich, wenn ein Lehrer darauf auszugehen schien, seine Zuhörer durch unterhaltende Abschweifungen zu fesseln, die von dem Ernst der Wissenschaft weit entfernt sind. Und doch war lange Zeit hindurch der äußere Erfolg von Blumenbach's Vorträgen der höchste gewesen, den ein akademischer Lehrer erreichen kann, und hat seinem so weit reichenden Ansehen zur bedeutendsten Unterstützung gedient. Die Mehrzahl der Studirenden, welches auch ihr Fach sein mochte, meinten Blumenbach's Naturgeschichte als allgemeines Bildungsmittel besuchen zu müssen; ihn zu hören, war für Viele der Beweggrund, der sie unserer Hochschule zuführte. Und was war es nun, was sie bei ihm fanden? Ein näheres persönliches Verhältniß zu seinen Schülern ist wohl nicht leicht eingetreten, auch sind Fachgelehrte, die, von ihm ausgebildet, seiner Richtung gefolgt wären, kaum anzuführen. Aber er hatte ein scharfes Urtheil über die Mittel, durch welche man damals Hörsäle zu füllen vermochte, und verstand es, sie anzuwenden. Er berief sich selbst auf einen Ausspruch des Quintilian, daß die Aufmerksamkeit der Jugend leicht durch eine nüchterne Ueberlieferung der Thatsachen abgestumpft werde und daß man sie durch Anmuth des Vortrags reizen müsse; zu diesem Zwecke standen ihm Witz und Satire zu Gebote, und leicht wurden sie zur Hauptsache. Wenn man nur für das Gedächtniß redet und nicht vielmehr das Nachdenken zu wecken sucht, mag ein solches

Streben berechtigt sein; jedenfalls paßte es zu einer Zeit, in welcher das Naturstudium einen überwiegend literarischen Charakter hatte und Niemand daran Anstoß nahm, wenn der Faden des Vortrags durch erheiternde, selbst burleske Episoden unterbrochen wurde.

Was man von solchen Ausbrüchen der Laune aus Blumenbach's Vorlesungen sich erzählt und wiedererzählt hat, wäre ein unerschöpfliches Thema, aber verdient wohl nicht, zu seinem Andenken aufbewahrt und an diesem Orte durch Beispiele belegt zu werden. Der Eindruck, den es hervorbrachte, beruhte übrigens nicht sowohl auf jener Quintilianischen Anmuth der Wendungen, als auf den scharfen Spitzen seiner Rede, und wurde erhöht durch ein ausdrucksvolles, obwohl gesuchtes Geberdenspiel, durch eine abgerissene, aber schlagende Art des Vortrags. Alles dies trug ihm den Ruf einer durchaus originalen Persönlichkeit ein, die noch anziehender erschien, als die Gegenstände aus den Museen, welche er mit unermüdlicher Geduld herbeizuschaffen und vorzuzeigen geschäftig war. Durch die mannigfachen Anschauungen, die hier geboten wurden, waren seine Vorlesungen freilich auch für den Lernbegierigen belehrend; durch seine Bemühung, dem Gedächtniß das Sinnliche einzuprägen, behielten sie einen bleibenden Werth. Wenn er vom Faulthier sagt, daß es eine volle Stunde gebrauche, um sechs Fuß von der Stelle zu kommen, so hat er der Phan-

taſie durch dieſen Ausſpruch ein lebendes Bild geboten. Oder wem entginge der Eindruck ſeiner perſönlichen Erſcheinung, der die Grazien an der Wiege nicht gerade gelächelt hatten, wenn er, um das glänzende Gefieder des Kolibri's hervorzuheben, in ſeinem Humor ſich ſelbſt nicht verſchonend, ganz gegen ſeine Gewohnheit zu Verſen ſich herbeiließ und folgende Strophe mit Nachdruck ausſprach:

„Darf ich Dich, o Schöpfer fragen,
Warum mußte dieſe Zier
Solch ein kleiner Vogel tragen?
Warum gabſt Du ſie nicht mir?“

Aber es mußte in ſeinen Vorträgen doch noch etwas Anderes, Bedeutenderes liegen als dieſe Anſchaulichkeit und ſeine bald ſpielende, bald ſchneidende Kunſt, das Intereſſe der Zuhörer zu wecken. Wie hätte er hierdurch den hervorragenden Naturforſchern und Aerzten genügen können, die ihn als Lehrer hoch verehrt haben, wenn ſie auch nicht für die Zoologie von ihm gewonnen ſind. Wie lebhaft haben Einige ausgeſprochen, was ſie ihm verdankten, in ſeiner Jugendzeit Sömmering, in ſpätern Jahren Rudolphi und Stieglitz, und wie entſchieden und folgenreich iſt der Einfluß geweſen, den er auf mehrere der bedeutendſten Forſchungsreiſenden unſeres Jahrhunderts ausgeübt. Hier ſteht unter ſeinen Schülern Humboldt ſelbſt an der Spitze, der ſein Verhältniß zu Blumenbach in anerkennender Erinnerung trug; an den

Unternehmungen von Sihthorp und Hornemann im Orient, an denen des Prinzen Wied in Amerika hat er einen noch unmittelbareren Antheil gehabt. Auch hier springt es in die Augen, daß dieselbe anregende Wirksamkeit, die seinen Schriften zukam, auch seinen Lehrvorträgen eigen war. Die große Menge achtete er nicht, oder suchte sie zu blenden, die Auserwählten fanden bei ihm die zündenden Gedanken, die ihren Forschungseifer anspornten. Seine ungewöhnliche Belesenheit im Bereich der Erdkunde, von der er als Schriftsteller weniger Gebrauch macht, gaben seinen Vorträgen eine Mannigfaltigkeit des Inhalts, deren Werth eben bei seinen Schülern zur Entfaltung gediehen ist, die in fremden Zonen sich einen gefeierten Namen erworben haben.

In diesen Vorzügen und Eigenthümlichkeiten von Blumenbach's Lehrthätigkeit ist aber auch die Ursache zu erkennen, weshalb sie in seinem Alter ihre Bedeutung verlieren mußte. Es kam die Zeit, wo die Jugend, von der deutschen Philosophie begeistert, nur solche Vorträge schätzte, in denen das Einzelne von allgemeinen Gesichtspunkten abgeleitet wird. Je strenger die Methoden wurden, desto weniger Spielraum blieb einem Lehrer, der durch unterhaltende Scherze zu zerstreuen liebte, die, alljährlich wiederholt, ohnedies den Reiz der Neuheit längst verloren hatten. Aus den Ideen aber, die, einst seinem Geiste entsprungen, den Vorträgen tiefern Gehalt gaben, waren

neue Zweige der Naturwissenschaft erwachsen; nachdem sie Frucht getragen, hatten sie ihren Lohn dahin.

In seinen äußern Verhältnissen, die so früh geordnet waren, hat Blumenbach sich gleichmäßig behauptet. Er war eine durchaus bewußte, einsichtige und sich selbst beherrschende Natur, die in jedem Betracht ein Lebensglück zu begründen und sich zu bewahren verstand. Durch sein persönliches Auftreten brachte er sich von früher Jugend an stets zu bedeutender Geltung und, weder sich vordrängend noch abschließend, verfehlte er, wenn es einen Zweck hatte, nicht, sich einflußreiche Personen zu verbinden: mochten es Gelehrte oder Minister und Fürsten sein, er wußte ihnen eine hohe Meinung von seinem Werth einzuflößen und sie für das, was er wünschte, zu gewinnen. Schon im Jahre 1778 hatte er sich mit der Tochter jenes älteren Brandes verheirathet, der damals die Verwaltung der Universität in Hannover leitete; dadurch war er sowohl mit Heyne, als mit dem jüngern Brandes verschwägert, welcher in der Folge das Amt seines Vaters bekleidete. So lebte er von Anfang an in persönlichen Verbindungen, wodurch seine äußere Stellung gehoben, sein Einfluß gesichert wurde; aber, seinen Studien hingegeben, mißbrauchte er diese Vortheile niemals und enthielt sich vielmehr der Einwirkung auf die Universitätsangelegenheiten, wo sie nicht gefordert wurde. Um seine wissenschaftliche Muße nicht gestört zu sehen, hat er das Amt eines

Prorectors nicht übernehmen wollen. Was hier in Göttingen geschah, um seine Wirksamkeit zu heben, erfolgte ohne sein Zuthun: nie hat man in seiner eignen Sphäre einen Mitbewerber zugelassen. Aber nach auswärts pflegte er seine Verbindungen, und es gelang ihm, die ersten Gelehrten seiner Zeit für sich einzunehmen.

Als er eben erst anfing, sich bekannt zu machen, hat er noch von Haller in dessen letzten Lebensjahren Zeichen der Anerkennung empfangen. Als er im Jahre 1791 nach England reiste, wurde er von Banks, dem Präsidenten der Royal society und damals dem einflußreichsten der britischen Naturforscher, mit größter Hochachtung aufgenommen. Es wurde ihm auf seinen Wunsch gestattet, in Gegenwart der ersten Gelehrten sechs ägyptische Mumien zu öffnen, die das britische Museum besaß und die in damaliger Zeit, als die Kunde von jenen Alterthümern noch unerschlossen war, zu den seltensten Merkwürdigkeiten gehörten.

Einen noch viel bedeutenderen Erfolg hat Blumenbach's Persönlichkeit durch die Theilnahme französischer Gelehrten errungen; seine Reise nach Paris im Jahre 1806 bildet einen Glanzpunkt seines Lebens und steht im engsten Zusammenhange mit der Geschichte unserer Universität, der er dadurch wenigstens mittelbar den wichtigsten Dienst zu leisten im Stande war. Er fand eine ausgezeichnete Aufnahme und trat den

Pariſer Naturforſchern perſönlich nahe, als er in diplomatiſcher Miſſion mit Martens zu Napoleon geſendet wurde, um in jenen Kriegszeiten Göttingen dem franzöſiſchen Schutz zu empfehlen; kurz vor der Schlacht bei Jena erwirkte er eine Audienz beim Kaiſer, die von weiteren Folgen war. Denn nach der Errichtung des weſtphäliſchen Königreichs wurde die Lage für Göttingen noch drohender, das Unterrichtsweſen ſollte neu geordnet werden. Es beſtanden damals neben Marburg noch drei andere Univerſitäten, die von Kaſſel aus geleitet wurden, Göttingen, Helmſtedt und Rinteln, es handelte ſich um deren Aufhebung, und es galt, den Fortbeſtand Göttingens zu retten. Daß dieſer Zweck erreicht wurde, während die beiden andern Hochſchulen damals beſeitigt worden ſind, wird dem Einfluſſe von zwei der größten Naturforſcher beigemeſſen, die damals in Paris lebten. Laplace und Cuvier ſollen es geweſen ſein, die dem franzöſiſchen Kaiſer vorſtellten, daß eine Hochſchule, an welcher ein Mann von der Bedeutung Blumenbach's thätig ſei, unter allen Umſtänden erhalten werden müſſe. Cuvier mochte ſich wohl der Anregung bewußt ſein, mit welcher ſein eigner Ruhm in ſo unmittelbarer Beziehung ſteht. Gewiß iſt, daß Göttingen ſich auch unter der Fremdherrſchaft einer ſeltenen Schonung und Pflege erfreute und im Druck dieſer Zeiten nicht geſunken iſt. Daß Blumenbach ſelbſt aber ſchon früher auch in Hannover für beſonders

geeignet gehalten wurde, den feindlichen Armeen gegenüber das Wohl der Universität wirksam zu vertreten, ergibt sich aus einer Verfügung, nach welcher er jede an französische Generale zu sendende Deputation begleiten sollte; so ist er zweimal bei Mortier und später auch im Hauptquartiere Bernadotte's für Göttingen thätig gewesen. Die Verdienste, die er sich hierbei auch um unsere Stadt erwarb, wurden in der Folge von dieser dadurch anerkannt, daß man sein Haus zwanzig Jahre lang von allen Gemeindeabgaben befreite.

So lange Blumenbach an der Universität in voller Wirksamkeit stand, hat sie ihm so viel zu verdanken gehabt, daß man es wohl als einen ihm schuldigen Tribut ansehen mochte, ihm im Bereich seiner Fächer die alleinige Vertretung zuzugestehen. Indessen bestand doch neben ihm eine besondere Professur für Botanik und eine neue wurde für Hausmann als Mineralogen gestiftet. Seine Naturgeschichte, die ohnedies überwiegend Zoologie war, blieb, so lange Blumenbach lebte, mit der Physiologie in demselben Lehrstuhl vereinigt. Es ist jedoch eine Täuschung, zu meinen, daß durch Fernhaltung der Concurrenz eine akademische Kraft gesteigert werde und sich vollständiger bewähren könne, nicht einmal das persönliche Interesse wird dadurch befördert. Ein wissenschaftliches Studium blüht um so höher auf, je reicher in verschiedenen [illegible]n an derselben Anstalt die Hülfsmittel und

Lehrkräfte sich darbieten. Werfen wir einen Blick auf diejenigen Fächer, die im heutigen Göttingen in höchster Blüthe stehen, und vergleichen sie mit den damaligen Zuständen, so können wir uns von dieser Wahrheit leicht überzeugen. Was man damals für eine verdiente Rücksicht und Kräftigung hielt, war ein Mangel, unter dessen Herrschaft, so hoch auch Blumenbach's Werth gepriesen wurde, doch keine Schule von Naturforschern entstanden ist; es wurde zu einer Verarmung, als die schöpferischen Zeiten seines Lebens vorüber waren. Aber schon früher hätte es wahrscheinlich ihm selbst zum Gewinn, wie der Hochschule zum Segen gereicht, wenn man Forster, der Blumenbach's Richtungen ergänzt und erweitert haben würde, als er von hier aus nach Mainz seinem Verhängniß entgegenging, an Göttingen hätte fesseln wollen. In späterer Zeit, als die Physiologie einen hohen Aufschwung nahm und die Fächer Blumenbach's auf andern deutschen Hochschulen getheilt und von jugendlichen Talenten besetzt waren, mußte die unsrige an Lehrkräften Decennien lang zurückstehen.

Ein langes Leben kann zur Bürde werden, nicht immer für Den, der sie trägt, aber für das Gemeinwohl einer Anstalt, die nur im Wetteifer strebender Köpfe erblühen und sich in ihrer Blüthe erhalten kann. Blumenbach selbst hat die Last der Jahre nie empfunden; über die traurigen Eindrücke des Alters wußte er sich zu erheben, sein begründeter Wohlstand

hielt jede Sorge fern. Nicht aber in seinen Erfolgen und Glücksumständen sah er eine wahre Quelle der Befriedigung, sondern, wohl wissend, daß Geistesnahrung für ihn das höchste Gut sei, hat er sein Leben mit Arbeit ausgefüllt und dadurch bis zum Ende seiner Tage sich die angeborne Heiterkeit der Seele bewahrt. Wir aber, seinen Werth nach dem Maße seiner Zeit abwägend, können uns wohl seines Andenkens erfreuen, indem wir hoffen, daß der Stern, der seine Lebensgeschichte mit der unserer Hochschule verband, noch nicht erloschen sei. Möge er uns Kräfte erhalten und zuführen, die, wenn sie auch an äußerer Geltung ihn nicht überstrahlen, doch an innerer Bedeutung ihm ebenbürtig oder überlegen sind.

Jacob Grimm.

Von

K. Goedeke.

Verehrte Verſammlung!

Mir iſt die ebenſo ſchwierige, wie ehrenvolle Aufgabe geſtellt, Ihnen über Jacob Grimm zu berichten, der zwar unſerer Univerſität nur wenige Jahre angehörte und verhältnißmäßig auch nur eine geringe Zahl von Schülern um ſich verſammelte, aber zu den eigenthümlichſten und bedeutendſten Geiſtern zählt, die Göttingens ruhmreiche Geſchichte bilden. Da ſeine Beſtrebungen nicht unmittelbar auf ein Gebiet der praktiſchen Wiſſenſchaft gerichtet waren, entziehen ſich die Wirkungen, die von ihm ausgegangen und dauernd ausgehen, leicht den Blicken, zumal er ein faſt brach gelegenes Feld zuerſt und lange Zeit faſt allein bebaute.

Grimm iſt Grammatiker, Verfaſſer einer deutſchen, überdies unvollendeten Grammatik, eines Buches, das, außer den fachgelehrten Kreiſen, wohl kaum oder ſelten

aufgeschlagen worden; auch in allen übrigen Werken, die er allein geschaffen, waltet das Grammatische vor, und hat durch die Fülle vorausgesetzter Sprachkenntnisse auch wohl für Fachgelehrte etwas Zurückscheuchendes; allein in seinen Händen ist dies wissenschaftliche Mittel, wenn es auch mitunter als Selbstzweck gehandhabt erscheint, nur ein mächtiger Hebel, um die lastenden Massen zu bewegen und wegzuräumen, unter denen das Alterthum einer fast vorhistorischen Zeit verschüttet lag, zunächst das vaterländische; im weitern Umfange aber auch das Alterthum des Menschengeschlechtes überhaupt, das von den Höhen Asiens sich nach Westen ergoß und in seiner weiten Ausbreitung die Spuren seiner Urverwandtschaft wie fremdartige Züge einer verblassenden lückenhaften Schrift nur dem scharfen Blick eines allseitigen Forschers hinterlassen hat.

Die Lebensschicksale, die Grimm selbst zum Theil in anmuthiger Naivetät geschildert hat, berühre ich nur obenhin. Jacob war am 4. Januar 1785 zu Hanau geboren, sein Bruder Wilhelm dreizehn Monate später. Beide wurden auf dem Lyceum zu Kassel vorgebildet und studirten in Marburg die Rechte. Die Vorträge des nur wenige Jahre ältern Savigny gewannen auf Jacob's Leben und Studiren den entschiedensten Einfluß und weckten in ihm umfassende Vorstellungen von der Aufgabe des Geschichtsforschers. Ihm beruhte die geschichtliche Entwickelung eines Volkes in der wechselweisen Durchdringung und Ent-

faltung seines Lebens in seinem Glauben, seinen Sitten, seinem Recht, seiner Staatsbildung, seiner Sprache und Poesie. Während der Mensch mit seinem Glauben das Uebersinnliche berührt, sich näher zu bringen und in erhebenden Formen, Bildern und Bräuchen zu umfassen sucht; seine Sitten daraus ableitet und mit tieferem Gehalt erfüllt; seine Rechtssatzungen auf beide gründet und beide damit bestätigt, umfaßt er mit einer nicht anerschaffenen oder offenbarten, sondern erworbenen bildungsfähigen Sprache (Kl. Schr. I, 261. 275) alle geistigen Elemente und bewahrt in ihr seine Geschichte den späteren Geschlechtern. Die Tragweite dieser Vorstellungen mochte während der Studienzeit mehr geahnt als erkannt werden; innerhalb derselben bewegten sich jedoch die forschenden Versuche von früher Zeit an.

Grimm war 1805 mit Savigny in Paris, wurde nach der Heimkehr Acceſſiſt beim Kriegssecretariat und unter westphälischer Herrschaft Bibliothekar des Königs Jerôme auf Wilhelmshöhe, verbrachte später drei Vierteljahre auf dem Wiener Congreß, besorgte dann Aufträge der preußischen Regierung in Paris und erhielt nach dem Frieden die zweite Bibliothekarstelle in Kassel, wo sein Bruder Wilhelm schon seit einem Jahre im Amte stand. Die Dienstarbeiten waren mäßig und ließen Raum zum Studium. „Es begann die ruhigste, arbeitsamste und vielleicht auch fruchtbarste Zeit meines Lebens", sagt Grimm, „und

Nichts hätte gefehlt, als eine mäßige und gerechte Gehaltszulage für mich und meinen Bruder" (Kl. Schr. I, 14). Von nun an wandte ſich Jacob größeren, umfaſſenderen Arbeiten zu, die er nun auch allein auf ſeinen Namen ausgehen ließ, während die Brüder bis dahin mehrfach gemeinſam aufgetreten waren, doch auch jeder ſchon für ſich.

Beide hatten nach allen Seiten hin und von allen Seiten her geforſcht und geſammelt, Dichtungen, Märchen, Sagen, Vereinzeltes, bis dahin kaum Beachtetes, ja Verachtetes, Verfolgtes. Gerade daß ſo viel Zerbröckeltes, Unvollendetes und lückenhaft Aufbewahrtes vor Augen trat, reizte die Einbildungskraft an und weckte die Luſt, die Mittelglieder zu ergänzen. Offenen Blicken konnte ſich nicht bergen, daß hier ein friſches faſt unbebautes Feld vorliege, dem günſtige Erträge abzugewinnen ſeien. Was in den letztverfloſſenen hundert Jahren dafür unternommen worden war, erwies ſich als ohnmächtig, darunter ragten Bodmer's Bemühungen als das Bedeutendſte vor, ohne daß ſie Nachfolge, geſchweige Fortſchritte aufgerufen hätten (Kl. Schr. I, 168). Zum Theil hatte es an der richtigen Methode gefehlt und, obwohl auch die Brüder noch nicht den ſicheren Stab gefunden, waren ſie doch auf dem richtigen Wege, an dem ſie aufnahmen, was ſie Eigenthümliches fanden, ohne zu ſorgen, wann, wie oder wo Gebrauch davon zu machen ſei. Bei Jacob ſtand die Forſchung ohne beſtimmt geſteckte

Ziele, bloß ihrer selbst wegen und ohne feste Begränzung, näher und höher, als bei Wilhelm, der in engeren Schranken sich zu bewegen liebte und bestimmt umrissene Gebiete sauber und reinlich behandelte und für diese Zwecke fleißig forschte und sammelte, gern aber die kühnere Combination dem Bruder überließ, dessen unverdrossener Fleiß auch ihm und seinen Arbeiten zu statten kam. Denn beide pflegten ihre Sammlungen als Gemeingut, und nur gelegentliche Nachsammlungen für ganz specielle Zwecke betrieb der Eine oder Andere, während das Gesammelte doch wieder in den gemeinen Schatz floß. Und nicht lediglich bei ihren gelehrten Studien. Durch wen die meisten Erwerbungen zuströmten, kann nicht zweifelhaft sein. Jacob hatte eine entschiedene Neigung für das Epos nach seinem Wesen, nach Ursprung, Entwickelung und Verzweigung, Wilhelm für ein bestimmtes episches Gedicht; Jacob fragte nach den Formen der Poesie, Wilhelm nach allen Feinheiten der Form einer einzelnen Dichtung; Jacob lauschte der Poesie in Flur und Hain, im Berg und Wasser, im Leben der Hirten, Jäger und Ackerbauer, wie den spanischen Romanzen, den epischen Rhapsodieen der Serben, den Liedern der Edda, den Gesängen des Volkes und den künstlichen Strophen der Dichter von Profession, während Wilhelm sich bestimmte Dichtungen heraussuchte, um sie als solche von Entstellungen zu reinigen oder aus der fremden Sprache der heimischen zuzuführen, wie bei

den däniſchen Heldenliedern. Vor Allem unterſchieden ſich beide darin, daß Wilhelm die Grammatik kaum jemals anders behandelte als ein Mittel, das Verſtändniß eines Denkmals zu erſchließen und zu begründen, während Jacob darin einen Schlüſſel zum Verſtändniß des Alterthums handhabte und deshalb ſeine Kraft und Gewalt an der Bildung zu erkennen und zu erproben ſuchte. Daß ſich dabei nicht jedes Schloß willig öffnete, an das er ſich wagte, bedarf keiner Beſchönigung und wird ſich vielleicht deutlicher zeigen. Das Beſte aber, mit dem er, von Aufſätzen in Zeitſchriften abgeſehen, ſelbſtändig hervortrat, war eine Entdeckung, die über alle Widerſprüche berufener und unberufener Zeitgenoſſen hinaus gedauert und ſich als Wahrheit bewährt hat. Er ſuchte darzuthun, daß, was man als Minneſang und Meiſterſang zu unterſcheiden pflegte, gerade in einer ihnen gemeinſchaftlichen Form dasſelbe ſein müſſe, ihre Abweichung nur als Herabſinken einer Kraft in Unkraft anzuſehen ſei, wie alte Gebräuche überall abſterben und verkümmern, ſo daß doch immer noch bedeutende Aehnlichkeiten davon zurückbleiben. Die gewonnene Anſicht erkannte er fortwährend als die richtige, und zu erſter Entſcheidung ſchienen ihm auch die damals beigebrachten Gründe ausgereicht zu haben; doch hörte er ſpäter nicht gern Berufungen auf das Buch, weil ihm das Material nicht reich genug war und er Manches, was die erſte Behandlung überwuchert hatte, gern zurückgehabt hätte.

„Es ist nicht erfreulich, wenn man für den Standpunkt in Anspruch genommen wird, den man vor fünfzig Jahren verlassen hat", pflegte er zu sagen; „man lernt doch zu!" Wie er zugelernt, erkennt man an seiner kleinen mythologischen Untersuchung über die Irmensäule, wo noch alle Vorstellungen unsicher schwanken (vgl. Raumer, S. 441 f.) und Wort und Namenanklänge zu der erstaunlichsten Combinirung des Entlegensten führen, wobei Erborgung geleugnet, tiefere gemeinschaftliche Ursprünge vorausgesetzt werden.

Um diese Voraussetzung, von der alle seine Studien getragen wurden, auf die Stufe einleuchtender Ergebnisse zu haben, setzte er dem Kreise des im Einzelnen Verglichenen allmählich engere Grenzen, während das Vergleichen selbst sich fortdauernd erweiterte und durch die Untersuchung über den Bau und die Bildung der Sprachen mit den kräftigsten Beweismitteln unterstützt wurde. Schon früh und schon vor Bopp's unabhängig von Grimm gemachten Entdeckungen war letzterer mit dem schärfsten Blick in einzelne Mittel der bildenden Sprache eingedrungen und hatte die Hereinziehung der Personalpronomina als Endung in die Passivformen des griechischen Verbums, wenn auch nur in Form einer Frage nach der Möglichkeit aufgestellt (Allgem. Lit.-Ztg. 1812, 7. Febr, Sp. 259). Andern wichtigen Aufklärungen war er ganz nahe, als er (ebendas. Sp. 244) zuerst vom Umlaut sprach, unter

dem er freilich auch noch den Ablaut und die Wandlung der anlautenden Consonanten begriff. Doch lagen seine etymologische Fähigkeiten noch ziemlich unentwickelt, was einem gleichfalls scharfen Beobachter, A. W. Schlegel, nicht entging. Dieser griff in einer Beurtheilung der „Altdeutschen Wälder", einer Zeitschrift, die Jacob und Wilhelm in Heften herausgaben, Grimm's babylonische Sprachverwirrung in den Etymologieen mit wahrem Behagen und schonungsloser Bitterkeit an (Heidelb. Jahrbücher 1815, S. 721 ff.). Schlegel drang auf streng philologische Methode und zwar vor Allem auf grammatischer Grundlage, auf Erforschung der Gesetze, Fähigkeiten und Freiheiten der Sprache. Das war Grimm's eigene Forderung an sich selbst von Anbeginn gewesen, doch hat er wiederholt mündlich bekannt, daß die Recension Schlegel's, trotz der Schärfe und Bitterkeit ihres Tones starken fruchtbringenden Einfluß auf die Einrichtung seiner weitern Studien geübt hat, wie das im Verfolg derselben auch unleugbar hervortritt. Denn wenige Jahre später erschien der erste Theil seiner deutschen Grammatik, der ausgereicht haben würde, ihm eine ruhmvolle Stellung neben den ersten Grammatikern aller Zeiten zu sichern. Ehe ich Sie, wenigstens oberflächlich, damit bekannt mache, muß ich der beiden gemeinschaftlichen Sammlungen der Brüder gedenken, von denen die ältere den Namen der Sammler in die weitesten Kreise geführt und in der Kinderwelt

und dem Hause heimisch gemacht hat. Es sind die Märchen, die sie gemeinschaftlich aus dem Munde des Volkes, hin und wieder aus Handschriften, einige auch aus älteren Büchern entnommen und in schmuckloser Einfachheit erzählten. Das Lächeln, mit dem man damals von den Hausmärchen sprach, welches vornehm aussah und doch so wenig kostete, konnte sie nicht abschrecken, sie auch für andere Kreise als die der am bloßen Stoff hängenden Jugend zu empfehlen, da sie in ihnen alte längst verloren geglaubte deutsche Mythen erkannt hatten, in denen die Belebung der ganzen Natur, der Gegensatz zwischen Hell und Dunkel, das leibliche Auftreten Gottes, des Todes, Teufels, Wunschdinge und vieles Andere von der Zeit unverwischte Spuren des Heidenthums sind. „Das zwischen gewachsene epische Grün hat den Zusammenhang längst verdeckt oder zerstört, aber die Poesie ist geblieben und die Moral, die weder Ursprung noch Zweck gewesen, erwächst daraus wie eine gute Frucht aus einer gesunden Blüthe, ohne Zuthun der Menschen." Jacob konnte warm entgegnen, wenn man voraussetzte, daß er an dieser und der Sammlung deutscher Sagen weniger Antheil habe, als Wilhelm; er habe nicht allein mitgesammelt und dargestellt, er habe auch an dem dritten Theil, der die gelehrte Vergleichung fremder Märchen enthält, vielleicht das größte Stück der Arbeit geleistet und wolle gelegentlich davon eine neue, ganz anderes Gesicht gewinnende Umarbeitung geben.

Wer die Art der Brüder genauer kennen gelernt, sagt sich ohnehin, daß die vergleichenden Zugaben zu den irischen Elfenmärchen, die nach Crofton Croker übersetzt unter dem Namen beider Brüder erschienen, wesentlich auf Jacob's Reichthum und Combinationslust fußen. Auch die deutschen Sagen, aus Geschichtschreibern, Reimchroniken, ältern Reisebeschreibungen und mündlicher Ueberlieferung zusammengetragen, verdanken Jacob's ausgebreiteter Lectüre einen großen Theil der fast sechshundert Nummern. Ihnen ist nicht der Beifall geschenkt wie den Märchen, da sie von einer geringern Mannichfaltigkeit der Farbe sind und das Besondere haben, daß sie an etwas Bekanntem und Bewußtem haften, an einem Ort oder an einem durch die Geschichte gesicherten Namen. Diesen Büchern, die als Grundlagen weiterer Arbeiten gesammelt waren, aber durch die ihnen inwohnende Poesie auch für sich gelten sollten, sind überall, in Deutschland und außerhalb, Sammlungen ähnlichen Inhalts von ungleichstem Werthe gefolgt, und viel Unkraut ist dazwischen aufgeschossen, besonders auf den Aeckern, wo die Bauleute meinten, Nachhülfe leisten zu müssen, um das gesunde Feldgewächs schöner und lieblicher zu entfalten.

Von den Ausgaben alter Gedichte durch beide Brüder, des alten Hildebrandsliedes, an dem sie zuerst die Form der Alliteration nachwiesen, die freilich schon 1809 von Hagen im Heliand erkannt war, von Hart-

mann's armem Heinrich, in dem ſie eine alte Opferſage ſehen wollten, von der Sammlung altſpaniſcher Romanzen, die Jacob in der Originalſprache und in der Langzeile herausgab und mit einer ſpaniſch geſchriebenen Vorrede begleitete, von der begonnenen Herausgabe der altnordiſchen Edda mit Ueberſetzung, von den altdeutſchen Wäldern und kleineren Abhandlungen in Zeitſchriften will ich die Verſammlung nicht unterhalten, ſondern gleich zu Jacob's erſtem großen Hauptwerke übergehen, doch vorher noch eines, wie Jean Paul ſich ausdrückt, zwiſchen ihm und Jacob Grimm ſtattgehabten Duells gedenken. Jean Paul hatte im Morgenblatt neue Grundſätze über Wortbildung, über das Binde-s in Doppelwörtern aufgeſtellt und jenes „s" verworfen. Er forderte bei dieſer völlig ernſthaft gemeinten Neuerung die Sachverſtändigen auf, ihn entweder zu widerlegen oder ſeinen Regeln zu folgen. Jacob, der das letzte nicht konnte, that das erſte (Hermes 1819, Bd. II, S. 27 ff.), und ſeine Gründe waren um ſo nachdrücklicher, da ſie von einer in Deutſchland bisher ungewohnten Sprachauffaſſung ſtammten. „Jean Paul's Regel iſt gänzlich falſch", ſagt er, „weil er die Sprache als Etwas von heute betrachtet, folglich den Urſprung und Fortgang ihrer mannichfaltigen Aeußerungen zu verſtehen nicht im Stande iſt. Er ſieht bunte Verwirrung und Unzuſammenhang da, wo gerade, wenn man ſich gewöhnt hat, das nie ſtill Stehende in's

Auge zu faſſen, eine unendlich einfache, weiſe und tiefſinnige Austheilung der Lichter und Farben mehr und mehr erkannt werden wird. Wer auf dem Wege geſchichtlicher Grammatik geht, wird mit jedem Schritt beſcheidener und ſcheut ſich, irgend etwas Lebendiges in der Sprache anzurühren.“ Jean Paul antwortete, als ihm der erſte Band von Grimm's Grammatik bekannt geworden, mit unverhohlener Bewunderung des Werkes: „Sach- und ſprachverſtändige Recenſenten werden die Sprach- und Sprachenfülle ſeiner Grammatik — dieſe grammatiſche Polyglotte für Deutſche und ihre Völkervettern, Holländer, Schweden, Dänen, Briten — und das längſte, tiefſte Studium der Sprachantike, und die ſcharfen Blicke der Entſcheidung mit dem rechten Lobe zu erkennen wiſſen. Und einen ſolchen grammatiſchen Rieſendavid hatte ich als ein Zwerggoliath herausgefordert in mein Boulogner Wäldchen der Doppelwörter!“ (Werke LV, 88 ff.) Es wäre kaum noch erforderlich auf die Grammatik Grimm's einzugehen, da das Wort „hiſtoriſche Grammatik“, das er vorhin anwandte, Alles ſagt und Jean Paul's allerdings etwas wunderlich ausgedrückte Bewunderung doch ſehr bezeichnend iſt.

Grimm erfaßte in der deutſchen Grammatik die Sprache hiſtoriſch, von ihren älteſten Denkmälern bis auf die neuhochdeutſchen Tage und verfolgte das allmähliche Abſchleifen und Umwandeln der Formen durch die ganze Verzweigung des germaniſchen Stam-

mes, und während er den historischen Gang der Sprache nachwies, zeigte er gerade dadurch die Nothwendigkeit der Schicksale, welche sie auf diesem Gange trafen. „Dieser Gang", sagt er, „ist langsam, aber unaufhaltbar wie die Natur. Stillstehen kann die Sprache eigentlich niemals, noch weniger zurückschreiten. Sie zeigt sich überall haushälterisch, wendet die kleinsten, unscheinlichsten Mittel auf und reicht doch damit zu den größten Dingen hin. Wie keine Mundart in allen ihren Theilen gleichmäßige Vollkommenheit zeigen kann, so hat selbst die geringste einzelne Vorzüge, die ihr eigen geblieben, aufzuweisen. Da die hochdeutsche Sprache des 13. Jahrhunderts edlere, reinere Formen zeigt, als unsre heutige, die des 8ten und 9ten wiederum reinere als des 13ten, endlich das Gothische des 4ten und 5ten noch vollkommnere, so folgt, daß die Sprache, wie sie die deutschen Völker im 1. Jahrhundert geredet haben, selbst die gothische übertroffen haben werde. Dafür werden die Verstandesbegriffe der neuen Sprache zunehmend klarer und deutlicher. Mit Dem, was wir Bildung des menschlichen Geschlechtes nennen, geht und steht die Urvollendung der Sprache gar nicht zusammen; sie ist sogar ihr reiner Gegensatz. Die alte ist lieblich, sinnlich, voll Unschuld; die neue arbeitet darauf hin, geistiger, abgezogener zu werden." Noch in späten Jahren, in der Abhandlung über den Ursprung der Sprache (Kl. Schr. I, 283), hält er diese Sätze fest, nur daß er sie

ſchöner, umfaſſender, in prachtvoll ſtrömendem Redefluß, wie im Odenſtyl, und doch ſachgemäß, lehrend vorträgt.

So gewaltig der Eindruck war, den dieſer erſte Theil in der Gelehrtenwelt machte, ſo wenig beſann ſich Jacob, als nach einigen Jahren eine neue Auflage nöthig wurde, „das erſte Kraut mit Stumpf und Stiel niederzumähen", ſo viel hatte er zugelernt! Darunter ragt vor Allem das von ihm entdeckte Geſetz der Lautverſchiebung hervor (I. Bd., 1822, S. 584 ff.). Zwar hat man ihm die Entdeckung ſtreitig machen und Raſk, dem däniſchen Grammatiker, zueignen wollen, der ihm allerdings nahe auf der Spur geweſen, wie ſchon früher der Erlanger Kanne, aber beide haben nur, was man Vorſchwebungen nennt, gehabt und ſind ahnungslos an der offen liegenden Wünſchelruthe vorübergegangen, die erſt die verborgenen Schätze des indogermaniſchen Sprachſtammes an's Licht hob und den rechten Gebrauch derſelben vergönnte. Durch das Geſetz der Lautverſchiebung (Geſch. d. deutſch. Spr., S. 415 ff.) kam die gothiſche und althochdeutſche Sprache in ein feſtes unverrückbares Verhältniß zum Sanſkrit und den claſſiſchen Sprachen und die Etymologie hatte ihre Schranken und Regeln, aber auch unerwartete Hülfsquellen erworben, mit denen ſie die Verwandtſchaft der indogermaniſchen Sprachſtämme erſchloß; und da in aller Sprache Geſchichte der ſprechenden Völker unauslöſch-

lich eingeſchloſſen liegt, öffnete dies Geſetz den Blick in die Geſchichte des Alterthums vor der äußerlich beglaubigten. Ich will Sie nicht mit weiteren Einzelheiten über die Grimm'ſche Grammatik ermüden, die leider nicht zum Abſchluß gekommen iſt; ſie begreift den etymologiſchen Theil, Laute, Flexionen, Wortbildung in drei Bänden und den erſten Theil der Syntax, den einfachen Satz, im vierten Bande. Selten zufrieden mit ſeinen Büchern, war Jacob es auch mit der Grammatik nicht. Als er den erſten Theil zum drittenmal auszuarbeiten begann, ſchrieb er: „Ich mache wirklich einen neuen Guß daraus, der mich durch kleine und große Entdeckungen freut. Der Stoff hat was Sprödes an ſich, daß ich ihn Jahrelang nur auf der Oberfläche berühre; wenn er aber wieder glüht und in Fluß geräth, ſpüre ich doch, daß er noch mein iſt.“ Seine Luſt an der Sache nahm nicht ab, aber ſeine Zuverſicht: „Da ich die erſten Reiſer im Wald unſerer Sprache zu leſen und flechten begann, war ich des Erfolgs froher und gewiſſer als jetzt“, heißt es vor dem vierten Theile, „wo ich ein Schiff halb aufgezimmert habe, deſſen Laſt noch nicht flott werden kann.“ Er klagte in den ſpäteren Jahren häufig, daß er mit dieſen Forſchungen einſam ſtehe, keine mithelfende Nachfolger gefunden habe, daß Niemand ſich der Erforſchung der Syntax nach ſeinem Vorgange hingebe, man alle Arbeit von ihm erwarte, da er ohne das noch ſo Viel vor ſich habe, dem er

mit größerer Neigung zugethan sei. Und in der That, um neu zu bewältigende Massen durfte er nicht weit ausschauen; sie drängten von selbst heran, herauf, wie steigende Schätze, die nur seine Hand zu heben vermochte: die Rechtsalterthümer, das Thierepos, die Mythologie, das Wörterbuch, die Geschichte der Sprache, das Werk über Sitten, die Untersuchung über das Epos, über Ossian — ein unendlicher Stoff für die Kürze des Menschenlebens und Vieles ist darum ungebaut geblieben, und auch das Fertiggewordene kann ich nur leicht streifen.

Ueber die „Deutschen Rechtsalterthümer" (Göttingen 1828), die Grimm schon 1815 zu behandeln begann (Savigny's Zeitschrift II, 25—100), lasse ich gern K. F. Eichhorn reden. „Die Sammlung", sagt er, „führt den Namen ‚Deutsche Rechtsalterthümer' in dem Sinne, wie Grimm seine Grammatik eine deutsche nennt, denn als Quellen sind außer den eigentlichen deutschen Rechtsmonumenten aller Art auch die der übrigen germanischen Völker benutzt, und die Untersuchung im Einzelnen hat die Uebereinstimmung derselben und ihre Besonderheit sorgfältig berücksichtigt. Bei dieser Benutzung aller Art von Quellen hat sich die tiefe Sprachkenntniß Grimm's als ein Hülfsmittel ohne Gleichen bewährt, das keinem Andern zu Gebote gestanden hätte und an Wichtigkeit weit über die Kenntniß des neuen Rechts zu setzen ist. Oft und

am häufigsten hat sich aus Gründen der Sprache das Resultat früherer historischer Forschungen bestätigt, oft führte die richtige Wortbedeutung zu ganz neuen Resultaten. Die Anordnung des Stoffs ist sehr einfach und dem Plane, zu sammeln, zu erklären, zu berichtigen, nicht ein System des ältern Rechts zu entwickeln und zu begründen, vollkommen angemessen." Dieser letzte etwas kühle Theil des Lobes verschiebt den Gesichtspunkt, der Grimm leitete; er wollte allerdings sammeln und Gesammeltes verwenden, nicht um ein „System" aufzustellen, vielmehr um auch von dieser Seite die Urgemeinschaft der deutschen Stämme zu ermitteln und vor Allem die Quellen des Rechts, die im Leben der Stämme selbst entsprangen, wiederaufdecken. Die alten Gesetzesniederschreibungen, unvollkommne Festsetzungen schon absterbender Uebung, haben für ihn deshalb weit geringern Werth, als die neben denselben in den Dichtungen und Sagas berührten Rechtsgebräuche und erhaltnen Formeln; besonders sucht er aber den lebendigen Quell des Rechts in den Rechtsweisungen des deutschen Landvolks, den Weisthümern, die bei keinem andern Volke wiederkehren, aber eine unendliche Fülle von Berührungen mit den Rechtsgewohnheiten urverwandter Völker bewahrt haben. Was davon noch aufzufinden gewesen, ist später gesammelt und gedruckt oder wird noch an's Licht treten. „Ich darf sie loben", schrieb er, „weil es ja alte Sachen sind, die

recht in heimliche Schlupfwinkel des Volkslebens führen und uns tiefe Blicke in das früheſte Alterthum öffnen ſollen. Ich habe bloß den Takt gehabt, ihre verkannte Wichtigkeit zu erkennen."

Eine Art Ueberſetzung dieſer Rechtsalterthümer gaben Michelet's „Origines du droit français" (Paris 1837). „Wenige Deutſche", ſchreibt er, „haben ſo gefühlt und verſtanden, was mir in unſerem alten deutſchen Rechte lieb iſt, wie dieſer Franzoſe."

Die rechte Schätzung fand Grimm dennoch nur beim germaniſchen Stamme. Ehrenbezeugungen ſtrömten von vielen Seiten herbei. Innen und außen wußte man, was er galt; nur daheim nicht, in dem kurheſſiſchen Vaterlande, deſſen Liebe ihn ſo erfüllte, daß er und die Seinen z. B. auf die Darmſtädter mit einer Art von Geringſchätzung herabgeſehen, er, der in Heſſen zu leben und zu ſterben gedacht und deshalb eine angebotene Profeſſur in Bonn ſchon 1816 geradezu abgelehnt hatte (Kl. Schr. I, 2. 16); er fand in dieſem ſo hochgeſtellten Vaterlande ſich einen Andern vorgezogen, als der Bibliothekar Völkel geſtorben war. Von Göttingen geſchahen vertrauliche Anfragen, und bald erfolgte die förmliche königliche Vocation, die Jacob zum ordentlichen Profeſſor und Bibliothekar, Wilhelm zum Unterbibliothekar ernannte, mit angemeſſenen Beſoldungen, die ihren ſteten Nahrungsſorgen im heſſiſchen Dienſte ein Ende machten.

Jacob trat die hieſige Stelle mit einer lateiniſchen

Rede über das Heimweh an (Kl. Schr. V, 480) und berichtet: „Wir ſind von allen Collegen freundſchaftlich aufgenommen worden. Zwar ſind die Bibliotheksarbeiten weit mühſamer als in Kaſſel, aber ſie bieten doch auch ihre Vortheile dar; zwar iſt die Göttinger Gegend nicht zu vergleichen mit der Kaſſeler, aber die nämlichen Sterne ſtehen am Himmel, und Gott wird weiter helfen.“

Göttingen hat die Brüder nur wenige Jahre gehabt, und ihre Wirkſamkeit als akademiſche Lehrer iſt verhältnißmäßig gering, ihr Schülerkreis klein geweſen; aber Göttingen gab ihnen Viel, die Bibliothek und deren uneingeſchränkte Benutzung, die Jakob auch Andern gern erleichterte, während Wilhelm ſich ſpröder bewies; Göttingen gab ihnen einen Freundeskreis, wie ihn Kaſſel nicht bieten konnte; mit K. O. Müller wohnten ſie in demſelben Hauſe; durch ihn traten ſie dem eigenthümlichen Hugo nahe; an Benecke ſchloß ſie das gemeinſame Studium; mit Dahlmann band ſie innige Freundſchaft, bald auch bewährende Prüfungen, wie an Albrecht, Gervinus, Weber und Ewald.

Jacob las über Rechtsalterthümer, Grammatik, Literaturgeſchichte und Diplomatik, erklärte mitunter auch einen alten deutſchen Dichter und einigemale die „Germania“ des Tacitus. Manchem iſt vielleicht die kleine lebhafte Geſtalt, die rauhe Stimme mit ſtarkem heſſiſchen Dialekt auf dem Katheder noch erinnerlich.

Er las ohne Heft, ein kleiner Zettel, auf dem ein paar Namen, Wörter, Zahlen ſtanden, genügte ſeinem unvergleichlichen Gedächtniß. Aber der Vortrag blieb hinter den Erwartungen zurück. Wohl traten häufig die ſchönen ſchlagenden Bilder hervor, an denen ſeine Schriften ſo reich ſind, aber geſprochen wirkten ſie nicht wie geſchrieben, ſie wurden haſtig ruckweiſe hingeworfen und unterbrachen faſt befremdend die nie verſiegende Fülle der thatſächlichen Angaben, während ſie in ſeinen Büchern, ſchön eingefügt, zur Sache gehören, den Gedanken nicht bloß anders wenden, vielmehr unter blumiger Hülle fortentwickeln: „Der Gedanke iſt der Blitz, das Wort der Donner; die Conſonanten ſind die Knochen, die Vocale das Blut der Sprache.“ Rührend war, wenn mitten im ſachlichen Vortrage eine Stockung eintrat und dann raſch gefaßt entſchuldigt wurde: „Mein Bruder iſt ſo krank.“ Und Wilhelm war viel krank, Jacob iſt es niemals geweſen; ſo klein und zierlich ſein Aeußeres, hatte er doch etwas Urverwandtes mit den alten Kämpfern, die den Helm abbindend und an der Luft ſtehend ſich in den Ringen kühlten, um den Kampf mit geſammeltem Athem wiederanzuheben. Er ſelbſt vergleicht ſich damit (Geſch. d. Spr., S. 797). Ihnen wuchs im Kampf die Kraft und ihm in der Arbeit. Sie flog ihm leicht von der Hand; er hatte Alles gegenwärtig, er ſchrieb für den Druck faſt ohne zu ändern, hätte dann aber, wenn es gedruckt an ihn zurückgelangte und corrigirt werden

ſollte, am liebſten Alles umgeworfen, um es reicher und beſſer zu faſſen. Von Wilhelm ſagte er, faſt verwundert: „Mein Bruder lieſt ſeine Schrift vor dem Druck wieder durch.“

Hier in Göttingen wurden zwei ſeit langen Jahren im Auge gehaltene Werke vollendet: „Reinhart Fuchs“ und die „Mythologie“. Hatte er bisher aus Vergleichung alter und unverſchmähter jüngerer Quellen darzuthun geſtrebt, daß unſere Voreltern bis in das Heidenthum hinauf keine rohe, wilde, regelloſe, ſondern eine klangvolle, geſchmeidige, wohlgefügige Sprache redeten, die ſchon in früheſter Zeit der Poeſie gedient; daß ſie nicht in verworrener ungebändigter Horde lebten, vielmehr eines althergebrachten ſinnvollen Rechts im freien Bunde kräftig blühender Sitte pflagen, ſo zeigte er nun mit denſelben und keinen andern Mitteln in der Mythologie (1835), daß ihre Herzen des Glaubens an Gott und Götter voll waren, daß heitere und großartige, wenngleich unvollkommene Vorſtellungen von höheren Weſen, Siegesfreude und Todesverachtung ihr Leben beſeligten und aufrichteten, daß ihrer Natur und Anlage fern ſtand jenes dumpfbrütende Niederfallen vor Götzen und Klötzen, das man in ungereimtem Ausdruck Fetiſchismus genannt. Der Norden hat zwar eine reichere Ueberlieferung, indes gebricht es unſerer Mythologie auch nicht an eigenthümlichen Beſtätigungen, an welchem ſowohl dem Hiſtoriker gelegen ſein müßte, wenn er die öden ver-

laſſenen Anfänge deutſcher Geſchichte beleben wollte, als dem Theologen, um der Einwirkung des Chriſtenthums auf das Heidenthum, wie der Spuren dieſes in jenem ſicher zu werden. Man hatte gemeint, um den Urſprung der nordiſchen Mythologie ſtehe es verdächtig, und das übrige Deutſchland ſei gar götterlos geweſen. Aus dem Mangel des armen Bruders ſchloß man nicht etwa, daß er ſein Gut verthan, ſondern daß der reiche ſein Vermögen unrecht erworben habe. Ein Zweifel aber an der Echtheit der nordiſchen Mythologie iſt ſo ungereimt, wie einer an derjenigen der nordiſchen Sprache. Die Unterſuchung deutſcher Mythologie mußte jedoch jener Zweifler und Ungläubigen wegen nicht von einer Darſtellung der nordiſchen Fülle, ſondern der deutſchen Armuth ausgehen. Sie unternahm es, Alles was von dem deutſchen Heidenthume jetzt noch zu wiſſen iſt, und zwar mit Ausſchluß des vollſtändigen Syſtems der nordiſchen Mythologie ſelbſt, zu ſammeln und darzuſtellen. Durch dieſe Einſchränkung wurde Luft und Raum gewonnen für die Kritik des altdeutſchen Glaubens, inſofern er dem nordiſchen entgegen oder zur Seite ſteht, und nur da konnte es auf den letzteren ankommen, wo er ſeinem Inhalte oder ſeiner Richtung nach mit dem des innern Deutſchlands zuſammentrifft. Unumgänglich ſchien es, bei Erörterung dieſer mannichfaltigen Verhältniſſe die Mythologie der benachbarten Völker, vorzüglich der Slaven, Littauer und Finnen, wo ſie Beſtätigung

oder Erläuterung gewährte, nicht zu überſehen. Bei dem Unzuſammenhang der deutſchen, faſt ganz aus der Fuge gerathenen Mythologie lag es nicht an, ein Syſtem darin zu entdecken, welches ſie durch Eigenthümlichkeit von denen fremder Nationen ſonderte; vor philoſophiſcher, phyſiſcher, aſtronomiſcher oder hiſtoriſcher Auslegung der deutſchen Mythen ſchützte gerade ihre Armuth. Es war überraſchend, durch welche Mittel Grimm dieſer Armuth abzuhelfen wußte. Man durfte nur den Abſchnitt anſehen, in welchem aus den Namen der Wochentage die ſchlagendſten Beweiſe für den Glauben an beſtimmte Götterweſen entfaltet und zugleich Stammunterſchiede und Verwandtſchaften beſtätigt wurden, woran vor Grimm keine Seele gedacht. Von dem urſprünglichen Beſtand des Glaubens, ſo weit er ſich aus fragmentariſchen Spuren in Zeugniß, Märchen, Sage, Epos oder Formel erkennen läßt, geht die Unterſuchung aus und verfolgt, wie in der Sprache das allmähliche Abſchleifen der Formen, ſo hier die im Laufe der Zeit entſtandene Verdunkelung des anfänglich Heitern, die Verwandlung der mächtigen Weſen, zu denen ein großes ſtarkes Volk freudigen Glauben getragen, in Kinderſcheuchen und finſtere Schreckgeſtalten. Dieſe Entwickelung iſt für das Erkennen jeder Religionsgeſchichte von Wichtigkeit, indem die Erfahrung lehrt, daß zwei Religionen, wo ſie mit einander in Berührung treten, wechſelſeitigen Einfluß auf einander üben. So trachtete, ſeit der

Bekehrung, das Christenthum in Deutschland nach Herabwürdigung der heidnischen Vorstellungen, und das Heidenthum suchte sich unter christlichen Formen zu retten. Die Christen hatten den Glauben an die Götter ihrer Vorfahren nicht so schnell und so völlig abgestreift, daß ihnen jede heidnische Vorstellung mit einem Male aus dem Gedächtniß geschwunden wäre; sie wiesen dem theilweis noch Festgehaltenen eine andere Stelle tiefer im Hintergrunde an. Der alte Gott verlor sein zutrauliches Wesen, seine nahen Züge und ging in den Begriff einer feindlichen gefürchteten Macht unter. Den Menschen und ihrem Dienst gleichsam abgestorben, schwebte und irrte Wuotan in den Lüften, teuflisch und gespenstig; seine Rundzüge durch die erfreuten Lande verloren den Boden und hoben sich empor in das stürmende Reich der Luft als Wuotan's Heer, als Elbendrötsch, als Fahrten des wilden Jägers. Der alte trauliche Hausgeist, dem ehemals ein Theil des Mahles gespendet worden, sank herab zum Gespött der Kinder. Die lichte Holda, einst mild und versöhnend, nur der Unordnung und Unthätigkeit Feindin, die vom Blau des Himmels Regen oder Schnee geschüttet oder in klaren Bronnen und geheimnißvollen Seen die Glieder gebadet, verlor die reine Klarheit und wandelte sich zum struppigen ungeheuerlichen Scheusale. Aber der Glaube verlor sich nicht, und manche Märchen, in denen die göttlichen Wesen zu schreckenden Gestalten gesunken oder in

jugendlich frohen Helden ihr Dasein bergen, schließen mit den fragend zweifelnden Worten: „Wenn sie nicht gestorben sind, leben sie noch". Und sie leben noch heute im Aberglauben, der nichts Anderes ist, als ein vom Christenthum verdrängter Rest des Heidenthums, sie leben wenigstens dem Namen nach noch fort in hohen Festen und Tagen der Woche, sie leben mit verändertem Namen noch fort in zahllosen Legenden der Heiligen, in heidnischen Marienlegenden.

Vor der Mythologie hatte Jacob Grimm (1834) den schon 22 Jahre früher von beiden Brüdern in Schlegel's „Deutschem Museum" (1812, I, 391 ff.) angekündigten Reinhart Fuchs abgeschlossen und veröffentlicht. In der Einleitung thut er dar, daß die Thierfabel schon frühe in Deutschland heimisch gewesen sein muß, bei den Franken schon zu einer Zeit, wohin nur noch die Sprache weist, und zwar in epischer Gestalt. Denn wenn der Name des Fuchses, des Hauptträgers des Thierepos, der Name Reinhart, eine Bedeutung haben sollte, konnte er sie nur in einer Zeit erlangen, wo sie allgemein einleuchtete, weil der Name dem Charakter entsprach. Nun steckt aber in dem ersten Theile des Namens Reinhart das alte ragin, regin, dessen Bedeutung schon im 7. Jahrhundert verblaßt war, aber in Eigennamen und Amtsbezeichnungen, Raginohard, Reginhart, goth. ragineis, in dem alten Fränkischen raginburgii (Rathgeber) noch erhalten blieb. Reinhart ist demnach der Kluge,

Rathende, was seinen in dem Thierepos entwickelten Eigenschaften völlig entspricht, ihn also und die Dichtungen, in denen er handelt, in eine Zeit zurückweist, aus der keine andere Kunde als diese des Namens übrig geblieben ist. Ohne auf die umfassenden und aus der Tiefe schöpfenden Untersuchungen über diese Gedichte und Sagen einzugehen, in deren Grund und Anlage Grimm noch den germanischen Waldgeruch zu empfinden deucht, hebe ich nur die Grundansicht hervor, daß hier keinerlei Entlehnung aus der Fremde, sei es aus Asien oder Griechenland, stattgefunden, sondern, wo Berührungen geschehen, diese aus einem ursprünglichen Schatz der sprachverwandten Völker zu erklären sind, und daß die epische Ausbildung der Thiersage eine ursprünglich deutsche ist, während die äsopische Fabel, wie sie in ihrer rhetorischen Zerbröckelung vorliegt und auf eine ausdrücklich hervorgehobene Moral ausgeht, nur einen trockenen Niederschlag bewahrt; endlich daß weder in belehrender Moral oder geschichtlicher Satire Grund und Ziel der Thiersage gefunden werden kann, sondern ihr Wesen die frei waltende Poesie ist, die ihr Genügen in sich selbst findet, und aus der erst allmählich sich Lehre oder Spott entwickeln können. Ich will nicht verschweigen, daß diese Sätze Widerspruch gefunden, aber ebenso wenig, daß Grimm fortdauernd und noch in dem letzten Aufsatze seiner Hand, den die hiesigen Gelehrten Anzeigen brachten (1863, 1041), den Widerspruch abgewiesen hat.

Derſelbe Mann, der in den friſchen Wäldern des Vaterlandes heitere, milde, ſelbſtgenügende Poeſie ſuchte und fand, der mit der ſtaunenswerthen Gelehrſamkeit des bahnbrechenden Forſchers und mit dem kindlichſten Gemüth der frohen Dichtung eines jugendlichen Volkes und der Jugend des Volkes nachging, ſollte plötzlich mitten in den ſchwerſten politiſchen Gewiſſenskampf geriſſen werden. Ich will die Tage des Spätjahres 1837, die ſo zerrüttend und verheerend über die Georgia Auguſta, hart nach ihrem Jubelfeſte, dahinbrauſten, nur berühren. Der Sturm brach ſieben edle Zweige von dem hundertjährigen Stamm und erſchütterte ihn in den Wurzeln. Jacob Grimm mußte im December binnen drei Tagen ohne Gehör und Recht, wie ein bannbeladener Verbrecher, Stadt und Land verlaſſen, ſein Bruder Oſtern. Nicht das Schlechteſte iſt es, was Jacob über ſeine Entlaſſung (Kl. Schr. I, 25 ff.) geſchrieben mit dem Motto aus den Nibelungen: „Wohin ſind die Eide kommen?“ und mit den Schlußworten: „Gelangen dieſe Blätter auf ein kommendes Geſchlecht, ſo leſe es in meinem längſt ſchon ſtillgeſtandenen Herzen. So lange ich aber den Athem ziehe, will ich froh ſein, gethan zu haben, was ich that, und das fühle ich getroſt, was von meinen Arbeiten mich ſelbſt überdauern kann, daß es dadurch nicht verlieren, ſondern gewinnen werde . . . . .“

Vertrieben wandte ſich Grimm der heſſiſchen

Heimath zu, die ihn am liebsten auch weggewiesen, obwohl seine Schwester die Frau des Ministers Hassenpflug war. Des Feierns ungewohnt und aus seinen Sammlungen herausgeschleudert, nahm er Arbeiten von beschränkterem Umfange vor, gab die angelsächsischen Gedichte von Andreas und Elene heraus und verband sich mit A. Schmeller zur Herausgabe alter lateinischer Gedichte, darunter Thiersagen und das Epos von Walthari, in dem er das Durchscheinen der deutschen Grundlage, sogar die alliterirende Form nachwies. Auch einen fast beschämenden Fund, die ältere Form des mhd. Reinhart, fand er, von der er in dem Sendschreiben an Lachmann gestand: „Wir hatten uns das alte Gedicht wohl anders gedacht.“ In Kassel bereitete er auch die Herausgabe der schon erwähnten Weisthümer vor und verabredete den Plan zur Herausgabe des Deutschen Wörterbuches, das aber, der weitschichtigen Vorarbeiten wegen, erst viele Jahre später in Fluß gerieth, seiner erkaltenden Hand unvollendet entglitt und nun in achtungswerther, aber völlig anderer Weise als deutsches Nationalwerk weitergeführt wird, so daß hoffentlich unsere Enkel den Schluß erleben. Ob die gründlichere Ausführlichkeit, die fast alle Dialektformen als selbständige Artikel hereinzieht, eine der Hoffnungen Grimm's verwirklicht, steht dahin. Er meinte, „das Wörterbuch könne zum Hausbedarf und mit Verlangen, oft mit Andacht gelesen werden. Warum sollte sich nicht der Vater ein

paar Wörter ausheben und sie Abends mit den Knaben durchgehend zugleich ihre Sprachgabe prüfen und die eigene auffrischen! Die Mutter würde gern zuhören. Frauen mit ihrem gesunden Mutterwitz und im Gedächtniß gute Sprüche bewahrend, tragen oft wahre Begierde, ihr unverdorbenes Sprachgefühl zu üben, vor die Kisten- und Kasten zu treten, aus denen wie gefaltete Leinwand lauter Wörter ihnen entgegenquellen: ein Wort, ein Reim führt dann auf andere, und sie kehren öfter zurück und heben den Deckel von neuem." Vielleicht geschieht es. Dann wird auch das Auge die Vorrede streifen und am ergreifenden Schluß haften.

Im October 1840, nach Otfried Müller's Tode, nannte er die Nachrichten über seine und Wilhelm's erfolgte oder doch bevorstehende Anstellung in Berlin noch windige. Wer sie in die Welt gesprengt, habe sich wahrscheinlich auf eine günstige Aeußerung des Königs oder noch des Kronprinzen gestützt, die zufällig geschehen sein könne, ohne einen ernsten Entschluß nach sich zu ziehen. „Was uns betrifft, gehen uns Geduld und Muth nicht im geringsten aus, und meine Arbeiten, die mir lieber sind, als ein neuer unheimlicher Platz, der ihre Muße stören könnte, gehen ihren Gang." Nicht lange darauf schrieb er seine Briefe aus Berlin. Die Berufung war geschehen und angenommen. Der Platz erschien bald nicht mehr so unheimlich, wie aus der Ferne. Die Linkstraße lag

dem Thiergarten nahe, und der Weg über die Linden nach der Akademie, deren Mitglied Jacob geworden, war wohl weiter, aber wohl nicht schlechter als über die Göttinger Allee. Beide Brüder hatten das Recht, aber nicht die Pflicht, an der Universität zu lesen, wovon sie fast keinen Gebrauch gemacht haben, dagegen fehlte Jacob selten in den Sitzungen der Akademie, und auf die Vorträge, die er dort hielt, meistens nach wenigen Notizen aus dem Gedächtniß, bezogen sich neben dem Wörterbuch seine Arbeiten. Er las über die verschiedenartigsten Gegenstände, über Frauennamen aus Blumen oder die Attraction, über den Personenwechsel in der Rede oder scandinavische und italienische Reiseeindrücke, alles in seiner eigenthümlichen Weise und mit grammatischen Fäden durchflochten. Als ich ihn 1862 nach einem künftigen Vortrage fragte, antwortete er: „Ueber den Schlaf der Vögel." Seine Reden über Lachmann, über seinen Bruder, über das Alter, über den Ursprung der Sprache, über Schiller gehören zu seinen glänzendsten Leistungen und werden fort und fort gedruckt. Sein Vortrag über Jornandes und die Geten fand Widerspruch, weil die verfolgbaren Anfänge deutscher Geschichte in die Zeit der Scythen und Geten zurückgeschoben und die Identität der letzteren und der Gothen aufgestellt war. Der erhobene Widerspruch reizte ihn, seinen Satz durch neue Beweise zu erhärten, und selten ist wohl eine geschichtliche Hypothese mit

einem solchen Aufwande umfassender Gelehrsamkeit, mit Aufdeckung so vieler neuen Gründe verfochten worden, wie die Identität der Geten und Gothen, der Angel, um die sich Grimm's Geschichte der deutschen Sprache dreht (S. 800). Es ist nicht meine Aufgabe, zu sagen, ob der Beweis erbracht ist oder nicht; dazu müßten doch seine Gründe vorgelegt werden, mehr als tausend Seiten. Aber gegen den Einwand, das Buch leiste nicht, was der Titel verheiße, darf ich erinnern, daß es mehr gewährt, als es zu versprechen scheint und doch nur, was es ankündigt, Geschichte, welche in der deutschen Sprache liegt, älteste Volksgeschichte, ermittelt durch Hülfe der Sprache. Nur ein Beispiel aus der unendlichen Fülle. An der Stelle, wo in beglaubigter Zeit Cherusker gesessen, verschwinden diese spurlos und an ihre Stelle treten sagenhaft aus dem Fels entsprungene Sachsen. Da nun nach Grimm's Annahmen kein Stamm den einmal gewonnenen Sitz völlig räumt, müssen Cherusker und Sachsen identisch sein, was ihm die Sprache bestätigt, da nur der veraltende Name durch einen andern mit gleicher Bedeutung ersetzt wird, indem die Cherusker ihren Namen von einem personificirten, göttlich verehrten cheru, Schwert, leiten, was genau so auch die Sachsen von sahs, Schwert, Messer, thun. Wie er in ähnlicher Weise spurlos entschwundene Volksstämme unter veränderten Namen in den alten Sitzen wiederfindet und aus der Sprache die frühere Geschichte

der wandernden Hirtenstämme, die spätere der haftenden Ackerbauer entfaltet, ihre Sitten und Einrichtungen aufdeckt, mag bei ihm selbst aufsuchen, wer neben der Neigung, ihm zu folgen, auch den ausdauernden Muth mitbringt, ihn auf seinen etymologischen Wanderungen durch dunkle Zeiten, überwachsene Strecken und fremdartige Sprachen zu begleiten, in deren Lauten ihm Uebereinstimmung und Abweichung vernehmbar tönen. Wenn man ihm vorgeworfen, daß er, um die Urgemeinschaft der großen Völkerfamilie des indogermanischen Stammes aufzuhellen, das vorzüglichste Mittel, das Sanskrit, nicht umfassend genug gebrauche, so ist das irrig. Da an der Sprachverwandtschaft der Deutschen mit den Indern Niemand mehr zweifelt, ist es genügend, um auch andere Stämme in dieser Verwandtschaft zu erkennen, wenn ihre und die deutsche bewährt wird. Es mag sich aufdrängen, ob Grimm mit einem Schlüssel, der ihm viele Thüren geöffnet, nicht zu viel habe erschließen wollen. Für sein Auge lagen Weiten im hellen Licht, wo für Unzählige dichte Finsterniß brütet, und seine geschärfte Sehkraft zeigte ihm belebte Strecken, die anderen öde und leer dalagen. Aber seine Wirkungen leben fort und würden noch umfassender sein, hätte er ausführen können, was er sich vorgesetzt, sein von ihm oft verheißenes Werk über die Sitte, von dem in der Geschichte der deutschen Sprache kaum Andeutungen, keine in nothdürftigen Zusammenhang gebrachte Bruchstücke enthalten

sind; oder seine Untersuchungen über das Epos, die er lange im Auge gehabt und zu denen ihn der um Lachmann's Nibelungentheorie entbrannte Streit, für dessen Entscheidung er selbst in der Aufdeckung des Lachmann'schen Heptadensystems gewichtige Thatsachen geliefert, auf's Neue anreizte, ja zu einer Arbeit über Ossian ableitete. Gewohnt Alles im Kopf zu arbeiten und dann mit fliegender Feder, welcher die Drucker kaum folgen konnten, niederzuschreiben, ist davon keine Aufzeichnung vorgefunden, als er am 20. September 1863 die treuen forschenden Augen geschlossen und neben dem früher heimgegangenen Bruder, in dessen offenes Grab er mit den feinen Händen eine winterliche Scholle geworfen, beigesetzt war.

Auf einer der Philologenversammlungen wurde angeregt, ihm ein Denkmal zu schaffen, ein Ausschuß mit vorbereitenden Schritten beauftragt. Dabei blieb es. Göttingen bewahrt im historischen Saale der Bibliothek seine sprechende Büste, im Poetenwinkel das Medaillon beider Brüder. Ihre Bildnisse, charakteristisch, nicht eben treffend, zieren das Wörterbuch. Jakob bedarf keines Denkmals, es würde ihn auch dem Volke nicht näher bringen, in dessen Liebe alle seine Werke geschrieben sind, dessen Ruhm er unablässig zu erhöhen trachtete. Wie würde es ihn, der so oft den Druck der Schwüle empfand, gefreut haben, die reinigenden und einigenden Gewitter zu erleben. In der Widmung an Gervinus betonte er im Juni 1848,

daß unſerer Stärke Hoffnung auf Preußen ruhe. In der Akademie äußerte er im November 1849 zur Zeit des Belagerungszuſtandes: „Was in den Augen der Engländer und Franzoſen, die uns auf dem Felde der Wiſſenſchaft ebenbürtig oder überlegen erkennen, und mit verzehnfachtem Selbſtgefühl würden wir ausgerichtet haben, hätte aller unſerer Wiſſenſchaft, das heißt der Erhebung des Geiſtes, auch ein ſtolzes Bewußtſein der Stärke und der Macht des Vaterlandes zum Grunde gelegen! oder welch unerfülltes, glänzenderes Geſchick ruht für uns auf jetzt noch unnahbaren Knieen der Götter?“ (Kl. Schr. I, 213). „Wir Deutſchen“, ruft er, „denen zu heiß drückender Schmach das erſehnteſte Recht eines freien Volks, das ſeiner ungehemmten Einheit bisher noch vorenthalten wird!“ (I. 213.) Er hofft, daß es unſerem Volk künftig gelinge, eins und mächtig zu werden (I, 233), hofft auf unſer großes, aus langen Geburtswehen, wie alle Guten hoffen, endlich erſtehendes Vaterland (I, 253). Am Schillerfeſt möchte er, an ſolch hehren Tagen Alles fortgeläutet wiſſen, was der Einheit unſeres Volkes ſich entgegenſtemmt, deren es bedarf und die es begehrt (I, 375). Im Sommer 1843 zürnt er, daß unſer Volk den Frevel erfahren müſſen und ſich gefallen laſſen, daß der Größe des Vaterlandes große Stücke von übermüthigen Nachbarn abgepflügt und abgeriſſen wurden, uns aber immer erſt einige derſelben zurückgeſtellt ſeien (II, 61). Und nun, da die ſchönſten der

abgepflügten Stücke wieder innerhalb deutſcher Reichsgrenze liegen durch die mächtige Kraft der geeinigten Stämme, mochte der mürriſche Freund ihm noch im Grabe zumuthen, zu verwerfen, was er ſo heiß erſehnt, abzuweiſen, wonach er ſo laut gerufen! Noch aus dem Grabe antwortet er mit dem Bericht über ſeine Entlaſſung (Kl. Schr. I, 31): „Wer meine Arbeiten näher kennt, ich hoffe, daß er mir keine Art Geringſchätzung des großen Rechts, welches der waltenden Gegenwart über unſere Sprache, Poeſie, Rechte und Einrichtungen gebührt, nachweiſen könne. Denn ſelbſt, wo wir ſonſt beſſer waren, müſſen wir heute ſo ſein, wie wir ſind." Die Geſchichte kann ſo wenig rückſchreiten wie die Sprache.

C. F. Gauß.

Von

W. Sartorius von Waltershausen.

Digitized by Google

Hochverehrte Anweſende!

Dem Strome der Weltgeſchichte entlang hat Gott unſer Herr von Zeit zu Zeit gewiſſe Markſteine aufgerichtet, welche die verſchiedenen Jahrhunderte von einander zu ſcheiden beſtimmt ſind. Es ſind jene großen Männer, welche aus dem Dunkel ihrer Umgebung unerwartet hervorgetreten, welche Licht verbreitet und die nach einem fernen Ziele ringende Menſchheit ihrem Ideale entgegengeführt haben. Sie ſind es geweſen, von denen ein neues religiöſes, ſtaatliches und ſittliches Leben begonnen, von denen eine höhere Entwicklung der Kunſt und Wiſſenſchaft ihren Anfang genommen hat. An der Grenze des verfloſſenen und dieſes Jahrhunderts ſtehen zwei ſolcher Markſteine, die wie aus dem reinſten cararischen Marmor von der Hand eines Thorwaldſen gearbeitet erſcheinen. Auf dem

einen erblickt man den Genius der Poesie, die Fackel des Lichts und der Begeisterung in der einen, den Lorbeerkranz in der andern Hand haltend. Auf dem zweiten Gedenksteine befindet sich der Genius der Mathematik und der Astronomie; gestützt auf den Erdball zeigt er hinauf zum Reich der Gestirne. Die Rückseite desselben führt die schlichte, aber denkwürdige Inschrift:

„Natur, du bist meine Gottheit!
Der Erforschung deiner Gesetze ist mein Leben gewidmet."

Darunter lesen wir den Namen:

Carl Friedrich Gauß,

geb. zu Braunschweig, den 30. April 1777,
gest. zu Göttingen, den 23. Februar 1855.

Hochverehrte Anwesende! Sie mögen es mir erlauben, dem Andenken dieses erhabenen Mannes, gleichsam der Krone unserer Mitbürger, der lange Jahre zwischen uns gelebt und mit schöpferischem Geiste unter uns gewirkt hat, diese kurze Gedächtnißrede zu halten, um sein Andenken in unserer Seele von Neuem wachzurufen.

Lassen Sie uns für wenige Augenblicke nach Braunschweig, seiner Vaterstadt, zurückkehren, wie sie aus den Wirren des dreißigjährigen und siebenjährigen Krieges sich eben wieder erholt hatte. Die Bewohner dieser Stadt gehören der tüchtigen, zähen niedersächsischen

Bevölkerung an, welche, vom strengen Geiste des Protestantismus getragen, voll Fleiß und Arbeitskraft ihrem Berufe nachging. Die herrlichen Bauwerke, welche die Vorfahren unserem Jahrhundert vermacht haben, das unvergleichlich schöne gothisch-gebaute Rathhaus, die Burg, die Martins-, Andreas- und Catharinenkirche sind heilige Denkmäler, welche von dem ernsten Willen, dem religiösen Geiste und von dem festen Bürgersinn seiner Bewohner ein treues Zeugniß ablegen.

Das damals unter dem sinkenden Kaiserreiche nach allen Seiten zerrissene Deutschland war unter große und kleine Fürsten und freie Reichsstädte getheilt. Braunschweig hatte das Glück, von dem wohlwollenden Herzog Karl Wilhelm Ferdinand regiert zu werden, dem das Verdienst gebührt, einen mächtigen Geist aus dem Dunkel seiner Umgebung hervorgezogen zu haben.

Bevor ich zu den näheren Lebensverhältnissen von Gauß übergehe, erlauben Sie mir einige Worte über seine Vorfahren voraufzuschicken.

Der Großvater von Gauß zog etwa um das Jahr 1748 vom Lande in die Stadt Braunschweig und lebte dort von der Gärtnerei. Von seinen drei Söhnen ward der älteste, Georg Dietrich, der Vater unseres Astronomen, 1744 geboren, die beiden andern starben früh.

Gauß' Vater war ein ernster, sehr fleißiger, sitten-

ſtrenger, vielleicht etwas herrſchſüchtiger Mann, jedoch ein tüchtiger Charakter. Er ſtarb im Jahre 1808, nachdem bereits ſein Sohn ſeine glänzende Laufbahn betreten hatte.

Der Großvater mütterlicherſeits war der Steinhauer Chriſtian Benze aus dem Dorfe Velpke bei Braunſchweig, deſſen Tochter Dorothea, geboren 1742, ſpäter Gauß' Mutter ward. Ihr jüngerer Bruder Friedrich, welcher ſich der Damaſtweberei ergeben hatte, ſoll ein Mann von ausgezeichnetem Talent geweſen ſein und zeigte beſonders mechaniſche und mathematiſche Anlagen.

Gauß unterhielt ſich ſchon als Kind gern mit dem geiſtig begabten Onkel und hat öfter nachmals von ihm geſagt, daß, wenn ſeine Kraft in das richtige Fahrwaſſer geleitet worden wäre, er in der Wiſſenſchaft etwas Hervorragendes hätte leiſten können.

Gauß' Mutter war eine Frau von vielem Humor, der ſich auch auf ihren Sohn vererbt hatte, von großem Fleiß und von guten geiſtigen Anlagen. Sie lebte hier unter der Pflege ihres Sohnes, erblindete aber faſt ganz in ihren letzten Lebensjahren und trug einen grünen Augenſchirm und einen einfachen blauleinenen Anzug. Sie bewahrte ihren niederdeutſchen Dialekt und die Einfachheit der Sitten ihrer Jugend und ſtarb in ihrem 97. Jahre zu Göttingen auf unſerer Sternwarte.

Gauß' Eltern lebten in ſeiner Jugendzeit in einem

kleinen Hause am Wendengraben an einem Canale, welcher von der Ocker, die Braunschweig durchströmt, abgezweigt ist. Heutzutage ist dieser Graben übermauert und ist unter dem Namen nördliche Wilhelmsstraße bekannt. Die Thür jenes Hauses trägt gegenwärtig eine Gedenktafel, um ein später heranwachsendes Geschlecht an die fast vergessene Stelle zu erinnern, wo einer der tiefsten Denker der Deutschen das Licht der Welt erblickt hat. Gauß, der als kleines Kind an diesem Graben zu spielen pflegte, stürzte eines Tages in denselben hinein, und sein Leben wurde nur durch einen glücklichen Zufall gerettet.

Es ist im hohen Grade beachtenswerth, wie die geistigen Gaben dieses jungen Genies in so früher Jugendzeit sich zu entwickeln begannen. Das Lesen erlernte er fast ohne Unterricht, indem er die Hausgenossen, wie er selbst in humoristischer Weise zu sagen pflegte, um die einzelnen Buchstaben anbettelte. Unten im väterlichen Hause, neben der Diele, befand sich eine Wohnstube, in welcher die Mutter und Freunde sich aufzuhalten pflegten. Dort hing an der Wand ein altmodiger Kalender, welchen der kleine Knabe auf das Sorgfältigste für sich studirt hatte, so daß er schon im vierten Jahre alle darauf befindlichen Zahlen zu lesen verstand. Als er jedoch in Gegenwart mehrerer Verwandten sein Kunststück produciren sollte, bestand er scheinbar schlecht, nicht weil er die Zahlen nicht gekannt hätte, sondern weil ihn seine Kurzsichtigkeit,

welche ihm bis zu seinem Lebensende geblieben ist, daran verhinderte.

Gauß' Vater war von Profession ein Maurer, der in den Sommermonaten sein Handwerk besorgte und in der Winterzeit allerlei Nebenbeschäftigungen trieb. Später legte er indeß sein Handwerk nieder und stand, da er gut rechnen, lesen und schreiben konnte, als Cassir einer Todtencasse vor.

Noch in jener ersten Stellung als Handwerksmeister pflegte er jeden Sonnabend seine Gesellen zu sich kommen zu lassen, um ihnen ihren Lohn für die abgelaufene Woche auszuzahlen, wobei es denn theils wegen ausgefallener oder auch wegen hinzugefügter Arbeitsstunden Manches zu berechnen gab. Als eines Abends der kleine Knabe auf einem Sopha lag und diesen Verhandlungen zuhörte, erhob er sich plötzlich nach vollendetem Abschluß und sagte zuversichtlich: „Vater, die Rechnung ist falsch, sie beträgt", indem er eine gewisse Zahl nannte, „so und so viel." Als man darauf die Rechnung wiederholte, ergab sich das Resultat genau so, wie es von dem Kleinen angegeben war.

Gauß war etwa sieben Jahre alt geworden, als er von seinen Eltern in die Katharinen-Pfarrschule zu Braunschweig gegeben wurde, in der er einige Jahre zubrachte. Von dem mit überliegenden Balken gedeckten, etwas niedrigen Schulzimmer blickte man nach vorne heraus auf die Kirche, nach der Rückseite auf Hofräume

und ärmliche Hintergebäude. In der Mitte deſſelben ſtand ein erhöhter Sitz, von dem Büttner, der Lehrer, die Schule überſah und mit einer ihm zur Seite hängenden Karbatſche die Ordnung aufrecht erhielt. Vor demſelben befand ſich ein Tiſch, an welchem ein etwas älterer Schüler ſaß, der eifrig beſchäftigt war, die Federn zu ſchneiden und den kleineren Knaben beim Schreiben nachzuhelfen. Derſelbe hieß Bartels und trat nach einiger Zeit zu Gauß in nähere freundſchaftliche Beziehung. Auch Bartels zeigte gute Anlagen und wußte ſich einige mathematiſche Werke zu verſchaffen, die beide mit einander zu ſtudiren begannen.

Bartels verließ nach einiger Zeit die Büttner'ſche Schule und beſuchte darauf zu ſeiner weiteren Ausbildung das Collegium Carolinum. Später erhielt er als Lehrer eine Stelle in der Schweiz, vertauſchte dieſelbe darauf mit einer Profeſſur in Caſan und erhielt endlich einen ehrenvollen Ruf an die Univerſität von Dorpat, wo er etwa vor 36 Jahren als ein höchſt geachteter Mann geſtorben iſt. Er war der Schwiegervater des bekannten Aſtronomen v. Struve und der Großvater des jetzigen Directors der Sternwarte von Pulkowa bei St. Petersburg. In der genannten Bürgerſchule hatten die 14- bis 15jährigen Knaben vor ihrer Confirmation ein Examen zu beſtehen, bei dem auch auf Rechnen ein beſonderer Werth gelegt wurde. Bei einer ſolchen Prüfung trat auch

der kleine Gauß mit blauen glänzenden Augen zum Lehrer heran und bat diesen um die Erlaubniß, jene Aufgaben mitrechnen zu dürfen. Büttner blickt mit Verwunderung auf den kleinen Schüler, gestattet aber seinen Wunsch und stellt darauf die für ein siebenjähriges Kind nicht leichte Aufgabe. Kaum hatte der Lehrer dieselbe ausgesprochen, als Gauß die Gesetzmäßigkeit der in Frage stehenden Zahlen erkannte, die Rechentafel auf den Tisch warf und, wie es Gebrauch war, ausrief: „Da ligget se!"

Büttner ging indessen mit gemessenem, stolzen Schritte in der Klasse auf und ab, indem er einen sarkastischen Blick auf den Kleinen warf, den er für seinen Vorwitz zu bestrafen dachte. Als aber nach dem Verlauf einer Stunde eine Rechentafel über die andere gelegt war und am Ende dieselben umgedreht wurden, ergab sich die gaußische Lösung als richtig, während viele der andern als falsch sich herausstellten.

Gauß theilte mir noch gelegentlich in seinem hohen Alter mit, daß er damals von der Richtigkeit jener Rechnung vollkommen überzeugt gewesen sei, die nicht anders hätte gelöst werden können. Büttner lobte ihn und ließ in Folge davon ein eigens für ihn bestimmtes Rechenbuch aus Hamburg kommen, das er auch zum Theil durcharbeitet hat.

Nachdem Gauß noch einige Jahre in der Büttner'schen Schule geblieben war, kam er fast gegen den

Willen seines Vaters, der eine gelehrte Bildung nicht bestreiten zu können glaubte, auf das Katharinen-Gymnasium, wo er vorzugsweise mit alten Sprachen sich beschäftigte, auch schon die neueren betrieb und in Gemeinschaft mit Bartels den tiefern mathematischen Studien sich widmete.

Er war damals schon mit der höhern Analysis, namentlich mit der Entwicklung der unendlichen Reihen und mit der analytischen Geometrie vollkommen vertraut, welche letztere, da es keine guten Lehrbücher dieser Wissenschaft gab, er sich selbst erfinden mußte.

Nachdem Gauß die beiden obersten Gymnasialklassen absolvirt hatte, ging auch er im Frühjahr 1792 zum Collegium Carolinum über. Etwa in jener Zeit trat eine wesentliche Veränderung in seinem Leben ein; denn der Herzog Carl Wilhelm Ferdinand, welcher auf den jungen Gelehrten aufmerksam geworden war, ließ sich denselben im Jahre 1791 vorstellen und versprach ihm damals für seine weitere Ausbildung Sorge zu tragen. Auch einige andere ebenso wohlwollende als geistig bedeutende Männer, unter denen wir des Geheimenraths v. Feroçe und des Staatsrathes Zimmermann zu gedenken haben, waren innig bemüht, den hochbegabten Jüngling auf seiner mit so vielem Glück betretenen Laufbahn nach besten Kräften zu unterstützen. Etwa in das Jahr 1793 fallen Gauß' erste schriftstellerische, bis jetzt noch erhaltene

Arbeiten, welche ſich durch ihre Tiefe und Großartigkeit auszeichnen und von den Sachkennern noch bis zum heutigen Tage bewundert werden.

Im Herbſt des Jahres 1795 bezog Gauß die Univerſität Göttingen und traf hier an einem kalten unerfreulichen Herbſttage ein. Er fand bei Heyne und andern Gelehrten eine zuvorkommende Aufnahme, war aber damals noch nicht vollkommen entſchloſſen, ob er der Philologie oder der Mathematik ſein Leben widmen ſollte.

Er lebte hier meiſt in ſeinen wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen und hatte unter jungen Männern nur wenigen Umgang. Am nächſten befreundet war er mit Eſchenburg und mit Wolfgang v. Bolyai aus Maroſch Vaſarhely in Siebenbürgen. Dieſer Letztere war ein ganz ungewöhnlicher Menſch, voll von mathematiſchen und dichteriſchen Gaben und reich an einem überſprudelnden Humor, der an den Jean Paul's erinnert. Gauß ſagte ſpäter über ihn, er ſei einer der wenigen Menſchen geweſen, welche ihn damals wirklich verſtanden hätten.

Nach vollendeten Studien kam Bolyai aus den geiſtig bewegten Göttinger Kreiſen in ſeine Vaterſtadt zurück und lebte dort vielfach vom Schickſal heimgeſucht unter drückenden Verhältniſſen. Ab und an ſtand er mit ſeinem alten Freunde Gauß in Briefwechſel, der aufbewahrt und, ſoweit er ein allgemeines Intereſſe beſitzt, demnächſt veröffentlicht werden wird.

In seinem Greisenalter erblickte er sein Vaterland im Jahre 1848 heimgesucht von Mord und Brand eines vernichtenden Bürgerkrieges und schrieb an Gauß aus seiner tiefen Seele folgende ergreifende Worte: „Mittlerweile finde ich mich auf der Erde gleichberechtigt mit meinen Wurmcollegen, deren jeder an seinem Gewebe beflissen ist, bis ich bald in einem namenlosen Grabe mit meinem Schicksal ausgesöhnt ruhen werde."

Während seiner Göttinger Studienzeit fand Gauß die Kreistheilung, ein Problem, welches etwa seit zwei Jahrtausenden von der Zeit der griechischen Mathematiker an geruht hatte, und welches gegenwärtig einen Abschnitt der „Disquisitiones arithmeticae" ausmacht.

Von dieser Entdeckung an war Gauß entschlossen, die philologische Laufbahn aufzugeben und sein Leben ganz der Mathematik zu widmen.

Gegen das Ende seines ersten Göttinger Aufenthalts entdeckte er ein neues Theorem, welches später unter dem Namen „Methode der kleinsten Quadrate" in die Wissenschaft eingeführt, und welches sowohl für die praktische Astronomie als wie für alle exacte Naturwissenschaften von der größten Bedeutung geworden ist. Nach vollendeten Studien kehrte er darauf in seine Vaterstadt zurück, wo er vom Herzog auf das Freundlichste empfangen wurde. Er promovirte 1799 zu Helmstedt und begann darauf, vom Herzog

unterſtützt, ſein unſterbliches Werk: die „Disquisitiones arithmeticae“, herauszugeben.

Am 1. Januar 1801 ereignete ſich ein Vorfall, der für die allgemeine Verbreitung von Gauß' Namen zu einem europäiſchen folgenreich werden ſollte.

Piazzi entdeckte nämlich an jenem Tage auf der Sternwarte von Palermo, begünſtigt von dem hellen ſicilianiſchen Himmel, einen kleinen Stern, der ſich als ein Planet auswies und von ihm mit dem Namen „Ceres Ferdinandea“ benannt wurde. In Folge ungünſtiger Witterung wurden dieſe Beobachtungen unterbrochen; indeß wurden die bis dahin gemachten von Piazzi an Bode in Berlin und an Oriani in Mayland mitgetheilt. Da jedoch der Brief Piazzi's an Oriani 72 Tage unterwegs blieb, war bei ſeiner endlichen Ankunft der Planet der Sonne zugegangen und ließ ſich nicht wieder auffinden. Auch die in Paris und in Bremen durch Olbers gemachten Verſuche, den Planeten wieder aufzufinden, blieben erfolglos. Inzwiſchen waren Gauß Piazzi's Beobachtungen in die Hände gefallen. Nach neuen ihm eigenthümlichen Methoden, welche er ſpäter in ſeinem glänzenden Werke der „Theoria motus corporum“ veröffentlichte, berechnete er eine neue Bahn dieſes Geſtirns, welche von andern bis dahin berechneten Bahnen ſehr weſentlich abwich.

Noch gegen das Ende des Sommers von 1801 bemühten sich darauf die verschiedenen Astronomen, den neu entdeckten, aber wieder verloren gegangenen Planeten Piazzi's wieder aufzufinden; indeß blieben alle, selbst die sorgsamsten Nachforschungen ohne Erfolg. Noch am Anfang des December desselben Jahres scheinen alle Bemühungen vergeblich, doch theilte Zach darüber folgende wichtige Nachricht mit:

„Eine große Hülfe und Erleichterung gewähren uns die jüngst mitgetheilten Untersuchungen und Berechnungen des Dr. Gauß aus Braunschweig. Sie geben uns sogleich einen neuen und hohen Grad von Wahrscheinlichkeit, daß das von Piazzi entdeckte Gestirn ein wirklicher planetischer Körper sei, welcher sich nach Kepler'schen Gesetzen zwischen der Mars- und Jupiterbahn fortbewegt. Wir eilen mit der Mittheilung seiner Berechnung umsomehr, da seine neue elliptische Bahn von der elliptischen des Dr. Burckhardt und von zwei Kreisbahnen des Dr. Olbers und P. Piazzi sehr verschieden ist."

„Endlich", wie Zach sich ausdrückt, „ist es den Anstrengungen und dem unermüdeten Eifer aller Astronomen Europa's gelungen, den neu entdeckten Hauptplaneten unseres Sonnensystems wie ein Sandkörnlein am Meere wieder aufzufinden."

Die Wiederauffindung geschah am 7. December 1801 durch Zach, und am 1. Januar 1802, am Jahrestage der ersten Entdeckung, durch Olbers.

Die Ceres ist jetzt leicht aufzufinden und kann nun nimmer wieder verloren gehen, da die Ellipse des Dr. Gauß zur Bewunderung genau mit der Stellung des Planeten übereinstimmt.

Bald nach der Veröffentlichung jener merkwürdigen wissenschaftlichen Arbeiten wurde die hannover'sche Regierung auf den jungen, so Großes versprechenden Mathematiker und Astronomen aufmerksam. Olbers, der seit dem Anfang des Jahrhunderts in Folge der Entdeckung und Wiederauffindung der Ceres mit Gauß in ein nahes Freundschaftsbündniß getreten war, suchte schon damals dessen Berufung nach Göttingen zu vermitteln; indeß gingen in Folge verschiedener Umstände noch mehrere Jahre hin, bis dieser große für unsere Universität wichtige Plan wirklich zur Ausführung gelangte.

Inzwischen traten die schwersten Zeiten ein, welche unser Vaterland an den Rand des Abgrundes geführt hatten. Die Schlacht von Austerlitz ging Oesterreich verloren, Preußen stand verlassen da, und mit Rücksicht auf die immer verwickelter und drohender sich gestaltenden Verhältnisse wurde der Herzog von Braunschweig am 30. Januar 1806 von Seiten des Berliner Hofes mit einer diplomatischen Mission nach Petersburg betraut, die jedoch keinen erheblichen Erfolg gehabt zu haben scheint.

In Petersburg wurde derselbe mehrfach auf den jungen und geistreichen Astronomen angeredet, indeß

lehnte er Gauß' Berufung an die dortige Akademie auf das Entſchiedenſte ab.

Der Herzog, nach ſeiner Rückkehr am 24. März, verbeſſerte in Folge jener Anträge durch eine Gehaltserhöhung Gauß' damalige Stellung, welche er ihm an ſeinem Geburtstage, den 30. April, ertheilte.

In Folge dieſer Angelegenheit ſahen ſich beide Männer zum letzten Male, denn bald hatte der Tod ein Verhältniß aufgelöſt, das, auf gegenſeitige Verehrung und Hochachtung gegründet, vierzehn Jahre lang beſtanden hatte.

Schon im Anfang des October von 1806 wälzten ſich Napoleon's Armeen durch Franken gegen die Saale, und bevor die Mitte des Monats herangekommen, gingen die Schlachten von Auerſtedt und Jena unter dem Oberbefehle des Herzogs Carl Wilhelm Ferdinand verloren, und er ſelbſt, tödtlich verwundet, wurde nach Braunſchweig zurückgeführt.

Man entſchloß ſich ſogleich, eine Deputation an den Kaiſer Napoleon, der ſich damals in Halle aufhielt, zu ſchicken, mit dem Auftrage, den ſchwer ſich beleidigt ſtellenden Herrſcher um die Gnade zu bitten, den unglücklichen greiſen Herzog an ſeinem eigenen Herde in Frieden ſterben zu laſſen. Nachdem dieſe Deputation vom Kaiſer in brutaler Weiſe angefahren und von ihm die ſchlechte Kriegführung ſeiner Feinde verſpottet war, kehrte ſie unverrichteter Sache nach Braunſchweig zurück, und man traf ſogleich Anſtalt,

den unglücklichen Feldherrn vor unwürdiger Gefangenschaft zu erretten.

Gauß, der damals am Steinweg wohnte, sah eines Morgens im Spätherbst einen langgebauten zweispännigen Krankenwagen aus dem Thore des Schloßgartens herausfahren, der sich langsamen Schritts gegen das Wendenthor hinbewegte. In demselben lag der schwerverwundete Herzog auf seiner Flucht nach Altona, wo er in einem kleinen Hause in Ottensen, nicht weit von jener Linde, welche eines großen deutschen Dichters Grab beschattet, am 10. November 1806 seinen Geist aufgab.

So schloß dieser edle Fürst seine unglückliche Laufbahn, nachdem ihm das herbe Geschick zu Theil geworden, in den Büchern der deutschen Geschichte als einer von Denen genannt zu werden, welche man anklagt, die Niederlagen von Jena und Auerstedt und die verhängnißvollsten Jahre, welche wohl jemals über unser Vaterland eingebrochen sind, mit verschuldet zu haben. Sein treffliches Herz und seine liebevolle Gesinnung, die immer nur dem Besten seines Landes und der Wohlfahrt seiner Unterthanen zugewandt war, ist nach so vielem Unglück endlich noch reich entschädigt worden. Denn schon in unserer Zeit, in der die Napoleon'schen Siege verblaßt sind, in der ein Netz electrischer Telegraphen den Erdball umstrickt, in der auf den Fundamenten der Mathematik, der Astronomie und Physik eine neue herrliche Epoche des menschlichen

Geſchlechtes begonnen hat, wird in der Geſchichte der Wiſſenſchaft neben Gauß, der die geiſtigen Siege der deutſchen Nation verkündet, der Name des Herzogs Carl Wilhelm Ferdinand nicht verloren ſein. „Sie werden", wie Zach in einem Briefe vom 27. Januar 1803 an Gauß ſchreibt, „dafür Sorge tragen, daß ſein großer Name auch an den Himmel geſchrieben werde."

Wenn wir auf den Lebensſchluß dieſes unglücklichen Fürſten blicken und der kummervollen Jahre gedenken, in denen Fremdherrſchaft Deutſchland vom Rhein bis zum Niemen überfluthete und vom franzöſiſchen Kaiſer und von ſeinen Generälen Erpreſſungen und Kriegscontributionen aller Art vom Adel, vom Bürger, vom Landmann beigetrieben wurden, ſo hätten wir uns ſagen können, obgleich die Menſchenkinder nur ſchwer und ungern von der Geſchichte lernen, was uns zu Theil geworden, wenn vor Etwas mehr als einem Jahre der dritte Napoleon mit ſeinen Turcos und Zuaven in unſer Land eingefallen wäre.

Die Opferbereitwilligkeit des beſſern Theiles unſeres Volkes, der feſte, ernſte Wille des Mannes, der Deutſchland in den Sattel gebracht, und die durch unſern Kaiſer herrlich gelöſte Aufgabe, haben uns vor einer zweiten Erniedrigung und neuer Brandſchatzung hoffentlich für immer bewahrt. —

Nachdem Gauß nach dem Tode des Herzogs noch ein und ein halbes Jahr in Braunſchweig gelebt und ſeine wiſſenſchaftlichen Aufgaben weiter verfolgt hatte,

erkannte er bald, daß dort seine Stellung nicht mehr haltbar sei. Der kleine ihm bestimmte Gehalt, der ihm von manchen Seiten mißgönnt wurde, sowie der gänzliche Mangel an wissenschaftlichen Anstalten, ließen ihm eine Aenderung seiner Lage wünschenswerth erscheinen. Schon seit etwa fünf Jahren war zwischen Olbers und Heeren ein Briefwechsel in der Absicht geführt, um Gauß für Göttingen als Director der neu zu erbauenden Sternwarte zu gewinnen, indeß waren mancherlei Verzögerungen eingetreten. Unter diesen neuen Verhältnissen nahm er eine Berufung nach Göttingen, welche im rechten Momente im Jahre 1807 eintraf, unbedenklich an, und er wurde so, als glänzender Leitstern der Wissenschaft, unserer Universität für sein ganzes Leben erhalten.

Gauß traf hier in dem Augenblicke ein, in dem die hannover'sche Regierung zu bestehen aufgehört und die neue westphälische noch nicht vollständig Besitz ergriffen hatte, und daher von der einen wie von der andern zu beeidigen vergessen wurde.

Er war seit einigen Jahren in Braunschweig verheirathet und bezog hier mit seiner Familie ein Haus in der Nähe unseres chemischen Laboratoriums. Dort vollendete er sein bereits oben erwähntes Werk, die „Theoria motus corporum coelestium", dessen Vorrede vom 28. März 1809 zufälligerweise 200 Jahre später geschrieben wurde als Kepler's „Praefatio de stella Martis".

Der Bau der Sternwarte, der in Folge der drückenden Zeiten einstweilen sistirt war, wurde endlich von der westphälischen Regierung wieder aufgenommen und sehr langsam weitergeführt.

Der Napoleonszug nach Rußland und der Krieg von 1813 machte der Fremdherrschaft ein Ende, und unsere alte hannover'sche Regierung ergriff von Neuem Besitz und wendete der Georgia Augusta ihre vormalige Liebe zu. So wurde denn auch die Sternwarte bald vollendet, welche von Gauß 1816 bezogen und einige Jahre später mit werthvollen Instrumenten ausgerüstet wurde.

Ungefähr um das Jahr 1819 trat eine neue Wendung in Gauß' Leben ein. In Verabredung mit dem Grafen zu Münster, dem man Hoheit der Gesinnung und ein reges wissenschaftliches Interesse nicht absprechen konnte, unternahm Gauß eine Gradmessung zwischen Göttingen und Altona, welche ihn in die Wissenschaft der Geodäsie einführte, in der er neue bahnbrechende Entdeckungen gemacht hat. Unter ihnen nimmt die Erfindung des Heliotrops, Gauß' Lieblingsinstrument, mit dem das Sonnenlicht von einem Punkte zu einem andern bis in die größten Entfernungen geschickt werden konnte, eine hervorragende Stellung ein.

Gauß hat in Folge dieser Entdeckung halb in Scherz, halb in Ernst die Frage aufgeworfen, ob man mit Hülfe desselben eine telegraphische Correspondenz

mit dem Monde herſtellen könnte. Unter der Voraus-ſetzung, daß ſich auf unſerm Nachbar-Weltkörper eine intelligente Bevölkerung befände, würde dieſes Hülfs-mittel vollkommen genügen.

Nach vollendeter Gradmeſſung und nach der Aus-führung mehrerer anderer mathematiſcher Unterſuchungen, wurde Gauß im Jahre 1831 in Folge der Berufung des Profeſſor Wilhelm Weber auf ein Feld neuer Forſchungen geführt, nämlich auf das des Erdmagne-tismus und der Electricität. In Folge dieſer Arbeiten fiel in die Jahre 1832 und 1833 die Entdeckung des electriſchen Telegraphen, und im Jahre 1834 wurden in Gegenwart ſeiner Königlichen Hoheit des Herzogs von Cambridge telegraphiſche Depeſchen von der Stern-warte zum phyſikaliſchen Cabinet befördert.

Wenn auch ſelbſtverſtanden in Folge praktiſcher Bedürfniſſe die electriſche Telegraphie mancherlei Ver-änderungen erfahren hat, ſo iſt doch das Princip deſſelben geblieben, wie es damals von Gauß und Weber erfunden und angewandt wurde. Die mag-netiſchen Reſultate ſind bald darauf das wiſſenſchaftliche Organ geworden, in welchem alle jene Forſchungen ſich vereinigten, doch ich übergehe dieſelben, ſowie viele andere Arbeiten, welche aus jenem Rieſengeiſte jahraus jahrein hervorgegangen ſind.

Am 16. Juli 1849 beging unſere Univerſität die 50jährige Jubelfeier des würdigen Greiſes, der mit dem edeln Bewußtſein eines großen Mannes an jenem

Tage auf sein thatenreiches Leben zurückblickte. Ein zahlreicher Kreis von Männern der Wissenschaft, unter denen wir Jacobi, Dirichlet, Miller aus Cambridge, Hansen, Gerling u. A. zu nennen haben, versammelten sich, um ihm die Gefühle innigster Hochachtung und Bewunderung auszusprechen. Gauß überreichte zur Feier jenes Tages in der blumenbekränzten Aula, in einer Sitzung der Societät der Wissenschaften, seine letzte Abhandlung über einen Gegenstand, mit dem er vor 50 Jahren seine gelehrte Laufbahn begonnen hatte.

Von jener Zeit an schien Gauß auf dem Felde seiner Thaten auszuruhen, doch nahm er noch regen Antheil an allen wissenschaftlichen Forschungen, und an alle dem, was den Geist und das Herz der Menschen bewegt, vollendete manche angefangene Arbeiten, las außerordentlich viel in deutscher und fremder Literatur und besuchte regelmäßig unser Museum, wo man ihn fast täglich zwischen 11 und 1 Uhr zu finden pflegte.

In den Jahren 1852 und 1853 war Gauß noch ziemlich rüstig; in den beiden folgenden Wintern klagte er unter der Pflege einer liebevollen Tochter mehr und mehr über seine abnehmende Gesundheit.

Endlich, nach wiederholtem Zureden seiner Nächsten, entschloß er sich, unsern gemeinsamen Freund und Collegen Baum um seinen ärztlichen Beistand zu

ersuchen, der den 21. Januar 1854 zu ihm kam. Nachdem durch Anwendung zweckmäßiger Mittel der Kranke über den Sommer und Herbst glücklich hinweggekommen war, zeigten sich den 7. December besorgnißerregende Symptome, so daß Baum schon in der Nacht einen tödtlichen Ausgang befürchtete; jedoch noch ein Mal hielt der kräftige Geist den immer müder werdenden Körper zusammen.

Die Krankheit schwankte noch längere Zeit hin und her; am 21. Februar, bald Mittag, sah ich ihn lebend zum letzten Male, und am 23. Februar, Morgens um 1 Uhr 5 Minuten, that er seinen letzten Athemzug.

Am andern Morgen saß der große Todte noch wie Abends zuvor auf seinem Lehnstuhle, auf dem er eingeschlafen war; sein edles Haupt, vom Silberhaar überdeckt, war vorgebeugt fast bis auf seine Brust, und sein müdes Auge war geschlossen.

Nur seine nächsten Freunde vollzogen an ihm die letzte Pflicht der Bestattung. Sie bereiteten ihm sein stilles Lager, legten ihn selbst darauf und betteten ihn in Lorbeer. Das frostige Leichentuch der Natur umhüllte bald sein Grab, auf dem ein Granitpfeiler für spätere Jahrhunderte seine Ruhestätte bezeichnen wird.

Etwa 6 Jahre nach dem Tode des großen Mathematikers hat die königliche Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen eine Gesammtausgabe von Gauß' Werken

zu veröffentlichen beschlossen, von der 5 starke Quartbände gegenwärtig erschienen sind. Gauß' allzu bescheidenes Motto: „Pauca sed matura", scheint diesem Riesenwerke, dem die deutsche Nation auf dem Gebiete exacter Forschung kein anderes an die Seite zu setzen hat, kaum zu entsprechen, denn es bildet, so lange menschliche Cultur auf der Erde fortbesteht, ein unvergängliches Denkmal in unserer Wissenschaft, und das dankbare Vaterland blickt mit Stolz und Ehrfurcht auf jene unsterblichen Entdeckungen.

Gauß möchten wir einem Meteore vergleichen, das sprühend die Atmosphäre berührt und im unerforschten Blau des Himmels seine Laufbahn vollendet; seine herabfallenden Funken sind die Saamen für eine künftige Zeit, aus dem ein neues Geschlecht große Gedanken und tiefe Gefühle einst aufkeimen und erwachsen sieht. Dahin ist der große Mann, und wir werden keinen zweiten wiedersehen!

Göttinger Hiſtoriker

von Köhler bis Dahlmann.

Von

G. Waitz.

Die Aufgabe, welche mir bei meinem heutigen Vortrag gestellt, ist eine wesentlich andere als die meiner Vorgänger an diesem Platze.

Nicht die Wirksamkeit und, soweit es für ihre Würdigung erforderlich ist, das Leben eines einzelnen Mannes oder zweier demselben Gebiet der Wissenschaft angehöriger Mitglieder unserer Universität habe ich vorzuführen, sondern von einer Anzahl hervorragender Lehrer und Schriftsteller, bedeutender Persönlichkeiten, zu sprechen, zum Theil solcher, an deren Thätigkeit sich der Fortgang der geschichtlichen Wissenschaft in der neueren Zeit überhaupt anschließt. Stellt doch schon Wachler in seiner Geschichte der historischen Forschung und Kunst in der letzten Periode, die er behandelt, die Universität Göttingen an die Spitze seiner Darstellung und zeigt, wie von ihren Meistern der bestimmende Einfluß auf die Ausbildung der historischen Disciplinen geübt worden ist.

In der That eine ganze Reihe bekannter und berühmter Namen, deren Träger nach oder neben einander während des ersten Jahrhunderts der Universität auf dem Göttinger Katheder standen, ist hier zu nennen: Köhler, Gatterer, Achenwall, Schlözer, Spittler, Heeren, Sartorius, Dahlmann. Und dabei übergehe ich Pütter und K. Fr. Eichhorn, deren Arbeiten von der wesentlichsten Bedeutung auch für die Geschichte waren, denen aber hier schon die verdiente selbständige Darstellung zu Theil geworden ist; Planck und Gieseler, die auf dem nahe verwandten Gebiet der Kirchengeschichte sich die größten Verdienste erworben und fördernd auch auf die Ausbildung der allgemeinen Geschichte eingewirkt haben; Joh. Gottfr. Eichhorn, der Pflege der Literatur- und politischen Geschichte mit anderen Studien zu vereinigen wußte; übergehe K. O. Müller, der von der Philologie aus auf das Lebendigste und Anregendste in die Bearbeitung der alten Geschichte eingriff und dem nur ein ungünstiger Zufall den ihm gebührenden Antheil an diesen Schilderungen Göttinger Lehrer entzogen hat; übergehe auch Gervinus, der, wenn nicht unsere Universität ihn nur so kurz den Ihren hätte nennen dürfen, hier einen hervorragenden Platz einnehmen müßte. Und noch andere bleiben zur Seite, die für einzelne Theile oder Richtungen des geschichtlichen Lebens thätig gewesen sind. Denn eine vorwiegend historische Be-

handlung der verſchiedenen Wiſſenſchaften hat ja jeder Zeit zu dem Charakteriſtiſchen Göttingens gehört. Hier hat die hiſtoriſche Rechtsſchule durch Hugo ihre Begründung erhalten, hier ward im vorigen Jahrhundert zuerſt eine allgemeine Geſchichte der Wiſſenſchaften und Künſte unternommen, hier hatte die Geſchichte der Philoſophie bis vor Kurzem ihren umfaſſendſten und gelehrteſten Bearbeiter aufzuweiſen.

Bei der Fülle des Stoffs, welcher dergeſtalt vorliegt, wird es ſelbſtverſtändlich nothwendig ſein, dieſem Vortrag weſentliche Beſchränkungen aufzulegen. Nur bei einzelnen der genannten Männer wird er etwas länger verweilen dürfen, auch bei ihnen nur wenig auf das Leben und die äußeren Verhältniſſe eingehen, ſich vielmehr weſentlich an das halten, was ſie in ihrer Wiſſenſchaft leiſteten, dabei wohl beſonders Rückſicht darauf nehmen, wie ſie in und für Göttingen gewirkt haben, aber auch da, wie es die mir geſtellte Aufgabe mit ſich bringt, zunächſt wieder das hervorheben, was ihre Thätigkeit recht eigentlich als Lehrer der Geſchichte angeht.

Denn faſt alle, die ich nannte, ſind nicht bloß als ſolche thätig geweſen. Mehrere von ihnen — Schlözer, Sartorius, Dahlmann — haben gar nicht eigentlich die Profeſſur der Geſchichte bekleidet, ſondern waren zunächſt für Staatswiſſenſchaften, einer — Achenwall — als Profeſſor in der juriſtiſchen Facultät angeſtellt, Spittler hat zuerſt auf dem Gebiet

des Kirchenrechts und der Kirchengeſchichte gearbeitet, hat ſpäter auch Vorleſungen über Politik gehalten. Gerade die Verbindung, in welcher die Geſchichte theils mit dem Staatsrecht, theils mit den Staatswiſſenſchaften überhaupt, hier in Göttingen behandelt ward, iſt aber für ihre Ausbildung mannigfach beſtimmend und fördernd geweſen.

Nachdem die Geſchichte und insbeſondere die deutſche Geſchichte im Zeitalter der Reformation und nachher vorzugsweiſe vom Standpunkt der kirchlichen Intereſſen aus behandelt war, trat ſie im 17. Jahrhundert, nach dem Weſtfäliſchen Frieden, in die engſte Verbindung mit dem Staatsrecht: die Geſchichte war weſentlich Geſchichte der Staatshändel, wie man zu ſagen pflegte, die Reichshiſtorie diente der Erläuterung des jus publicum, d. h. der damaligen künſtlichen und verwickelten, innerlich abgeſtorbenen Verfaſſung des heiligen Römiſchen Reichs deutſcher Nation. Und ſo ward ſie auch zuerſt in Göttingen gelehrt.

Joh. Dav. Köhler, der von Altorf im Jahr 1735 berufen ward, hat zwanzig Jahre lang, wie Pütter ſagt, „mit größtem Ruhm“ die Profeſſur der Geſchichte bekleidet. Jetzt kennt man ihn freilich nur in gelehrten Kreiſen. Seine „Kurzgefaßte und gründliche teutſche Reichshiſtorie“, ein Quartband von faſt 700 Seiten (1736), bezeichnet die ſolide, aber ſchwerfällige Art und Weiſe, wie damals die Geſchichte behandelt ward. Einzelne monographiſche Arbeiten, namentlich auch

genealogische Tafeln über die deutschen Königshäuser mit genauen Quellenbelegen, sind noch jetzt geschätzt.

Sein Nachfolger war Joh. Chr. Gatterer, vierzig Jahre lang (1759—1799) Professor in Göttingen, durch die umfassendste literarische und Lehr-Thätigkeit ausgezeichnet, der Mann recht eigentlich universalhistorischer Gelehrsamkeit, die er in Vorlesungen und zahlreichen Lehrbüchern bethätigt hat. Außer der Geschichte selbst behandelte er die verschiedenen historischen Hülfswissenschaften, Geographie, Statistik, Chronologie, Diplomatik (die durch ihn in Deutschland eingebürgert und ausgebildet, als akademische Disciplin zuerst in Göttingen gelehrt ward), Heraldik, Genealogie. Sieben verschiedene Bearbeitungen der Weltgeschichte hat er begonnen, aber keine vollendet. Verdienstlich ist, daß er die Religions- und Culturgeschichte mit der politischen zu vereinigen sucht. Doch ist alles mehr nur neben einander gestellt, keine innere lebendige Verbindung und Gliederung des Stoffs erreicht. Die Form ist ganz die des Compendiums, wie denn Göttingen lange das Streben und auch den Ruhm hatte, die besten Handbücher für die verschiedenen Wissenschaften zu liefern. Da war zu belebter Darstellung, zu Bewährung historischer Kunst keine Gelegenheit gegeben. Gatterer kannte ihre Erfordernisse: er stellt an die Spitze das historische Genie, spricht vom historischen Styl, vom guten Geschmack in der Ge-

ſchichte. Doch ſcheint es, daß er darauf verzichtet hat, dieſe Eigenſchaften ſelbſt zu bethätigen.

Die Pflege äſthetiſcher Intereſſen überließ Gatterer ſeiner Tochter Philippine, die ſich als Dichterin einen Namen gemacht hat, deren Bild einen der Göttinger Muſenalmanache ſchmückt und die die Reihe Göttinger Profeſſorentöchter eröffnet, die den Anſpruch auf einen Platz in der deutſchen Literaturgeſchichte erworben haben: Caroline Michaelis, Thereſe Heyne, Dorothea Schlözer. Es iſt die Zeit, da Käſtner und Lichtenberg Pflege der ſchönen Literatur mit der der Wiſſenſchaften vereinigten, Bouterwek Romane ſchrieb, Bürger und die Dichter des Hainbundes hier lebten, etwas ſpäter die Gebrüder Schlegel ſtudierten. Aber es dauerte geraume Zeit, ehe das künſtleriſche Element auch der Behandlung der Geſchichte zu gute kam.

Zu Gatterers Zeiten lehrte hier außer Pütter, dem damals die Vertretung der deutſchen Geſchichte als Reichs- und ſpeciell „Staatsverfaſſungsgeſchichte" zufiel, Gottfr. Achenwall, wie ſchon bemerkt, Profeſſor in der juriſtiſchen Facultät. Er iſt berühmt als Begründer der Statiſtik als ſelbſtändiger Wiſſenſchaft —: erſt vor Kurzem ward unſere Univerſität von Neapel aus darauf aufmerkſam gemacht, daß im nächſten Frühling hundert Jahre ſeit ſeinem Tode verlaufen, und der Gedanke einer Gedächtnisfeier angeregt: wollten wir dem Folge geben, würde aber die Zahl ſolcher

Erinnerungstage eine gar große werden. Hier erwähne ich Achenwalls, weil er auch für die politische Geschichte thätig war in Vorlesungen und Schriften (Geschichte der europäischen Staaten im Grundriß, Geschichte der europäischen Staaten des 17. und 18. Jahrhunderts) und Wege vorzeichnete, welche dann die beiden Männer weiter verfolgt haben, in denen die historische Wissenschaft hier in Göttingen ihre berühmtesten Vertreter fand, Schlözer und Spittler.

Aug. Ludw. Schlözer ist eine der eigenthümlichsten Persönlichkeiten jener Zeit und der Gelehrtenwelt überhaupt. Ausgegangen von dem Studium der Theologie, das er in Wittenberg und hier betrieb, ward er von dem berühmten Orientalisten Michaelis, der, wie eben Schlözer einmal gesagt, angefangen, Politik in die (jüdischen) Alterthümer zu tragen, zur näheren Beschäftigung mit den morgenländischen Sprachen angeregt, deren Kenntnis er später die der nordischen und slavischen hinzufügte; er trieb aber auch naturwissenschaftliche und medicinische Studien, suchte sich in technischen Fächern, namentlich zu Handelsgeschäften auszubilden: denn er trug sich längere Zeit mit dem Plan einer größeren wissenschaftlichen Reise nach dem Orient. Und wenn er diesen auch nicht zur Ausführung brachte, so gab derselbe doch den Anlaß, daß er sich einige Zeit in Schweden, acht Jahre lang in Rußland aufhielt und hier mit der Literatur, der Geschichte und den Einrichtungen dieser Länder bekannt machte.

Er gewann ſo einen weiteren, freieren Blick für die Auffaſſung und Würdigung ſtaatlicher und allgemein menſchlicher Verhältniſſe; und ich glaube, daß Schloſſer Unrecht hat, wenn er von Schlözer ſagt, derſelbe habe die Dinge „vom Standpunkt des zu unſerer Zeit noch kahlen Hainbergs aus betrachtet“. Im Jahre 1759, 34 Jahre alt, in Göttingen angeſtellt, ſpäter mit der Profeſſur der Staatsgelahrtheit, wie er ſchreibt, bekleidet, hat er wie Gatterer vierzig Jahre lang hier gelebt und gewirkt, lange wohl der bekannteſte Mann, den die Georgia Auguſta auch in dieſer Zeit ihres größten Glanzes aufzuweiſen hatte. Den Ruhm, den er hier gewann, hat er mit treuer Anhänglichkeit vergolten. „Extra Gottingam vivere non est vivere“, ſagt er ſpeciell in Beziehung auf ſich, und charakteriſtiſch genug iſt eine andere Aeußerung, die ſich in dem gedruckten Fragment ſeiner Selbſtbiographie findet, in dem er von dem bekannten Geographen Büſching, der hier einige Jahre außerordentlicher Profeſſor war und einen bedeutenden Theil ſeiner großen Erdbeſchreibung ausarbeitete, ſagt, er bleibe immer einer der wichtigen Männer des Jahrhunderts; aber er würde, falls es Grade der Unſterblichkeit gäbe, noch unſterblicher geworden ſein, wenn er hier geblieben wäre. Freilich hat ſich dann doch Schlözer wohl geneigt gezeigt, eine höhere Stelle im preußiſchen oder öſterreichiſchen Staatsdienſt einzunehmen, wozu es aber nicht kam.

Gerade mit ſtaatlichen Dingen hat ſich Schlözer mit Vorliebe beſchäftigt. Die allgemeine Bekanntſchaft ſeines Namens verdankt er vorzugsweiſe den von ihm herausgegebenen politiſchen Zeitſchriften, dem „Briefwechſel meiſt hiſtoriſchen und politiſchen Inhalts“ und den „Staatsanzeigen“, in denen er wichtige Mittheilungen über ſtatiſtiſche und andere Verhältniſſe der verſchiedenen Reiche und Fürſtenthümer machte und die öffentlichen Dinge mit Freimüthigkeit beſprach. Sie machten nicht geringes Aufſehen und hatten eine Wirkung auf die Zeit. Oft angeführt iſt das der Kaiſerin Maria Thereſia zugeſchriebene Wort: „Das geht nicht; was wird der Schlözer dazu ſagen.“ Auf einer Reiſe nach Italien, die er mit ſeiner damals erſt elfjährigen Tochter Dorothea unternahm, die ſpäter hier die philoſophiſche Doctorwürde gewann, ward er überall hochgeehrt und gefeiert, bei der Rückkehr in einer Art von Triumphzug eingeholt, wie es Caroline Michaelis in einem ihrer Briefe lebendig beſchrieben hat. Als vielgereiſter Mann ſchrieb Schlözer auch den „Entwurf zu einem Reiſecollegio“ und hielt Vorleſungen über den Gegenſtand. Andere wurden als Zeitungscollegium bezeichnet: ſie bezogen ſich auf die Ereigniſſe der Zeit, und mit Lebhaftigkeit hat es Schlözer vertheidigt, daß er dieſe auf das Katheder brachte. Er war ein Mann nicht bloß der Wiſſenſchaft, auch des Lebens; in ſeiner Auffaſſung macht ſich ein entſchieden realiſtiſches Element geltend. Dabei

liebte er es, seine Ansichten bestimmt, scharf hinzustellen. Er wisse nicht, was Styl sei, hat er gesagt; aber seine Ausdrucksweise ist lebendig, oft piquant, auch wohl sarkastisch. Von künstlerischer Anlage findet sich freilich auch bei ihm nichts. Das Geistige, Ideale, schlug er überhaupt gering an, oder vielmehr hatte dafür kein Verständnis. Daher seine Geringschätzung der Griechen, die, wie er sagt, „bei hoher Cultur, aber bloßer ganz isolirter ästhetischer Cultur", „ohne Moralität, ohne Patriotism, und folglich ohne die wesentlichen Bestandtheile des wahren Menschenglücks" geblieben; und von den Athenern: „Welch ein verworfener Pöbel waren sie schon seit dem verruchten Perikles her!" Es hängt das letzte Urtheil mit seiner Abneigung gegen alle Demokratie und republikanische Verfassung zusammen, die er auch in seiner Beurtheilung Schweizer Verhältnisse, der Ereignisse seiner Zeit in Holland und Amerika kundgab. Dagegen war er freilich ebenso wenig ein Freund unumschränkten Regiments, sprach sich entschieden gegen das göttliche Recht der Herrscher aus, nannte das „von Gottes Gnaden" eine Kanzleiphrase. Er steht auf dem Standpunkt der Aufklärung, der die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts charakterisiert, was ihn aber nicht hindert, die höchste Achtung vor der Religion überhaupt zu bezeugen, als deren Dienerin er einmal die Geschichte bezeichnet. Später zeigt er sich den Grundsätzen, die in der französischen Revolution den Sieg gewonnen, nicht abhold, erklärt

in seiner Politik (1793) sich entschieden für eine verfassungsmäßige Ordnung, aber nach englischem Vorbild. Er hat ein lebhaftes Rechtsgefühl, dessen kräftiger Ausdruck ihn in mancherlei Conflicte brachte. Der französischen Gewaltherrschaft in Deutschland, die er noch erlebte, gegenüber behauptete er eine patriotische Haltung.

Schlözers geschichtliche Arbeiten gehören zum Theil der Universalhistorie an, mit deren Behandlung er sich viel beschäftigt hat. In der „Vorstellung seiner Universalgeschichte", wie er eins seiner Bücher nannte, hat er die Aufgabe aller Geschichte würdig bezeichnet: „Sie muß uns zeigen, wie die Welt das im Ganzen und in ihren Theilen ward, was sie vordem war und itzo ist: sie soll die vergangene Welt an die heutige anschließen und das Verhältniß beider gegen einander lehren." Er hat auch manche neue und treffende Bemerkung über die Art der Bearbeitung gemacht, einzelnes, z. B. die Rechnung nach Jahren vor Christi Geburt, in Gebrauch gebracht, aber mit seinem Vorschlag, die Ereignisse zweimal, erst ethnographisch dann synchronistisch, vorzuführen, die eigentliche Aufgabe der Weltgeschichte wohl nicht gelöst. In der Bearbeitung selbst, die später folgte, kam er nicht über ein Aggregat von Völkergeschichten hinaus — er spricht von nicht weniger als 200, die erforderlich seien, wobei er denn Haupt- und Nebenvölker unterscheidet. Und wie äußerlich er sie an einander reihte,

zeigt, daß nach den Sinesen die Gothen folgen und so der Uebergang von der alten Welt in die germanische gemacht wird. Die neuere oder, wie er sagt, neueste Geschichte, seit dem 16. Jahrhundert, schließt er von der Universalhistorie ganz aus; wirklich bearbeitet hat er nur die des Alterthums. Ein sehr eigenthümliches Buch ist seine „Vorbereitung zur Weltgeschichte für Kinder", das, charakteristisch genug für jene Zeit, sechs Auflagen erlebte. Es handelt von Veränderungen der Erde und der Menschen, Erfindungen, Gesellschaft und Regierung, in einem Ton, der heutzutage schwerlich Beifall finden würde, und gelangt in einem zweiten Bändchen in der Darstellung der Geschichte selbst nur bis zur Sündfluth.

Ein Hauptverdienst Schlözers war die Kritik, in der er Bedeutendes und Dauerndes geleistet hat, wenn auch auf etwas abgelegenen Gebieten, in der nordischen, russischen, polnischen, siebenbürgischen Geschichte. Nur ist er manchmal zu skeptisch, zu negativ, verfährt auch mehr nach subjectivem Bedünken als nach sicherer Methode. So konnte es auch hier nicht an Widerspruch fehlen, an Anlaß zu Polemik, die Schlözer scharf und wuchtig zu führen verstand, wie es Herder bei einem Angriff auf die „Vorbereitung" und andere erfuhren. Meusel hat ihn deshalb den „Zeus des historischen Himmels" genannt, „welcher mächtige Blitze auf seine Gegner herabschleudert". Auch mit den Collegen Kästner, Gatterer hatte er ärgerliche Händel,

für die man nicht gerade ihn verantwortlich machen kann, die aber eben keine günstige Idee von den damaligen collegialischen Verhältnissen an der Universität geben.

Eine ganz andere Natur war Ludw. Tim. Spittler, dem unter den Göttinger Historikern wohl unbestritten der erste Platz gebührt. In Stuttgart geboren, wie Schlözer von theologischen Studien ausgehend, im Stift zu Tübingen, aus dem so viele bedeutende Männer hervorgegangen sind, gebildet, hielt er sich später eine Zeit lang in Göttingen auf, trat mit Lessing, der damals in Wolfenbüttel lebte, in Verbindung, ward dann Repetent an der heimischen Universität, aber schon 1779, 27jährig, als ordentlicher Professor nach Göttingen berufen, das er 1797 verließ, um in den würtembergischen Staatsdienst zu treten, wo er als Geheimer Rath und Curator der Universität Tübingen eine angesehene Stellung erhielt. Eine „Geschichte des canonischen Rechts bis auf die Zeiten des falschen Isidor" (1778) begründete zuerst seinen Ruf; obschon als Professor in der philosophischen Facultät in Göttingen angestellt, sollte er besonders Kirchengeschichte lesen, und that es auch eine Zeit lang, schrieb seinen „Grundriß der Geschichte der christlichen Kirche" (1782), der großen Beifall fand und den Heeren in der Gedächtnisschrift auf Spittler die „schönste Blüthe seines Geistes" nennt. Später folgten, außer zahlreichen kleineren Arbeiten, seine Ge-

ſchichten Würtembergs und Hannovers, zuletzt (1793) der „Abriß der Geſchichte der europäiſchen Staaten". Allen dieſen Werken gemeinſchaftlich iſt das Streben und das entſchiedene Talent, das Weſentliche, wirklich Bedeutende in der Geſchichte der Kirche und der Staaten zu erfaſſen und präcis in anſprechender Form hinzuſtellen, zugleich den Zuſammenhang, wie man damals gern ſagte den pragmatiſchen Zuſammenhang, d. h. die äußere Verkettung der Begebenheiten, zu erkennen und zur Anſchauung zu bringen. In der Kirchengeſchichte iſt es der rationaliſtiſch-kritiſche Geiſt des 18. Jahrhunderts, der hier zum Ausdruck gelangt, aber verbunden mit wahrer Gelehrſamkeit, mit Geſchmack, mit religiöſem Ernſt. In der Geſchichte der Staaten legt Spittler beſonderes Gewicht auf die innere Entwickelung, auf die Ausbildung und Umgeſtaltung der Verfaſſungen: ſeine Staatengeſchichte iſt zum großen Theil Verfaſſungsgeſchichte. Er vermied wohl, in den beiden deutſchen Landesgeſchichten, die er veröffentlicht hat, über die neuere Zeit zu handeln, ohne Zweifel weil er ſein Urtheil nicht zurückhalten, aber auch nicht anſtoßen wollte. Die entſchiedene Freimüthigkeit Schlözers war Spittler fremd; er war eine mehr an ſich haltende, etwas diplomatiſche Natur. Doch bekannte er ſich wie jener als Freund verfaſſungsmäßiger Rechte, ſprach ſich in ſeinen Vorleſungen über Politik dem Repräſentationsſyſtem günſtig aus. Bei dem damaligen Regenten Hannovers, König

Georg III., war er nicht gut angeschrieben, doch, meint Hugo, der ihm auch einen Nachruf gewidmet, daß die persönliche Meinung des Königs damals auf die Lage eines Professors in Göttingen keinen Einfluß gehabt. Spittler war bald eine der ersten Zierden der Universität, an der er als Docent den größten Erfolg hatte. Nach Ueberwindung einiger Schwierigkeiten war er der Kunst des Vortrags ganz Herr geworden: alle seine Zuhörer, Schlosser wie Heeren, sind seines Lobes voll. Er sprach, berichten sie, ganz frei, im Ton der edeln, stets lebendigen Erzählung, anziehend, fesselnd, doch ohne Declamation. Seinem Styl hat man Affectation vorgeworfen, wogegen ihn Planck in seinem Aufsatz „Ueber Spittler als Historiker" vertheidigt. Er liebte es, sich kurz auszudrücken, manches mehr anzudeuten als auszuführen; er scheute sich auch nicht, ein stärkeres Wort zu gebrauchen, wenn es galt, eine Sache bestimmt zu bezeichnen. Zu höherer historiographischer Kunst hat er es wohl nicht gebracht; am meisten Anspruch auch auf ein solches Lob hat die kleine Schrift „Ueber die dänische Revolution von 1660"; seine Sprache aber ist correct, nicht ohne Reiz: die literarische Bildung des 18. Jahrhunderts, wie sie von Lessing gehoben und verbreitet ist, erhält durch ihn zuerst in die Geschichtschreibung Eingang. So hat er die historische Wissenschaft weitergeführt, ihr zugleich die Wege gewiesen, um aus den engeren Kreisen der Gelehrsamkeit hinauszutreten

und allgemeinere Theilnahme in der Nation zu gewinnen.

Und hier sind ihm dann seine Schüler nachgefolgt, vor allem jener Schweizer Johannes Müller, der hier in Göttingen für die Geschichte gewonnen ward, welcher besonders er zu höherer Anerkennung in der Literatur verhalf, indem er ein ästhetisches Element in ihr zur Geltung brachte und in Nachahmung der Alten durch belebte, nur oft gekünstelte, zugleich warme patriotische Darstellung seiner vaterländischen Geschichte die Zeitgenossen zur Bewunderung hinriß.

In Göttingen waren Planck und Hugo, Heeren und Sartorius Spittlers Schüler, wenn auch auf verschiedenen Gebieten in verschiedener Weise thätig.

. Spittlers und Gatterers Nachfolger als Professor der Geschichte wurde Arn. H. L. Heeren, der dreißig Jahre lang hier als Lehrer thätig gewesen ist, den noch manche der Mitlebenden, wie ich selber, persönlich gekannt haben. Zuerst dem Studium der Philologie hingegeben und hier ein Schüler Heynes, wandte er sich doch bald der Geschichte zu, zunächst der alten, mit der sich Spittler wenig beschäftigte, dann auch der neueren. Von beiden hat er Handbücher verfaßt, die durch das Streben, nach Spittlers Vorbild, das Wesentliche hervorzuheben und die Thatsachen unter allgemeinen Gesichtspunkten zusammenzufassen, und durch geschickte Form großen und verdienten Beifall fanden. Dabei nahm er besondere Rücksicht auf Handel und

Verkehr, auf die Gründung von Colonien und ihren Einfluß auf das Mutterland und setzte die Bedeutung dieser Verhältnisse für das politische Leben in ein helleres Licht. Seine Herkunft aus Bremen und die Jugendeindrücke, die er da in der blühenden Handelsstadt empfangen, haben hierzu ohne Zweifel besondere Anregung gegeben. Derselbe Plan liegt seinem größeren Werke, den „Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt" (1793 ff.) zu Grunde, das lange ebenso sehr gepriesen wie später herabgesetzt ist. Man kann nicht verkennen, daß manches nicht selbständig genug erforscht, nicht eindringend, mehr äußerlich aufgefaßt ist. Doch haben namentlich die ersten Bände, die sich auf den Orient beziehen, unzweifelhaft das Verdienst, die Kenntnis desselben erweitert und dem allgemeinen Interesse nahe gebracht zu haben. Die Darstellung ist gewandt, angenehm: das Buch ist viel gelesen und hat namentlich im Ausland dazu gedient, die Meinung zu erschüttern, als vermöchten die Deutschen nur Werke ungenießbarer Gelehrsamkeit zu liefern.

Heeren beschäftigte sich auch mit der Kritik der Quellen der alten Geschichte und hat seine Schüler, unter denen namentlich der Herausgeber der Monumenta Germaniae historica Pertz zu nennen ist, zu solchen Arbeiten in andern Theilen der Geschichte angeregt. Ueberhaupt hatte er eine sehr bedeutende Wirksamkeit als Lehrer: er las auch über Geographie

und Statistik, und die letzte Vorlesung, in welcher er namentlich auch eine Darstellung der verschiedenen bestehenden Verfassungen gab, soll ihm selbst die liebste gewesen sein.

Neben ihm stand G. Sartorius, seit 1797 Professor, 1814 zu der Nominalprofessur der Politik befördert, in der er aber neben den staatswissenschaftlichen auch geschichtliche Collegien las, als Schriftsteller vorzugsweise auf diesem Gebiet thätig. Und zwar wendete er sich besonders der deutschen Geschichte zu: sein Versuch über die Regierung der Ostgothen in Italien (1811), seine Bearbeitung des Bauernkriegs (1797), besonders aber die Geschichte des hanseatischen Bundes (1802—1808) haben seinem Namen ein dauerndes Andenken gesichert. Die große für den Norden Deutschlands und das ganze nördliche Europa so wichtige Vereinigung der Städte hat hier zuerst eine eingehende, zugleich weiteren Kreisen zugängliche Darstellung ihrer Geschichte gefunden; und was der ersten Bearbeitung namentlich in den dunklen Anfängen des Bundes noch an quellenmäßiger Sicherheit abging, suchte der Verfasser später durch ausgedehnte urkundliche Forschungen zu ergänzen, die nach seinem Tode von Lappenberg fortgesetzt und herausgegeben sind, und die eben jetzt in einer Publication der historischen Commission zu München und Unternehmungen eines neuen Vereins für hansische Geschichte ihre Weiterführung finden.

Eben in dieser Zeit aber hat die historische Wissenschaft neue großartige Fortschritte gemacht, hauptsächlich durch Niebuhrs Arbeiten, der in Anschluß an den genialen Alterthumsforscher F. A. Wolf, die wahrhaft kritische Behandlung der Geschichte lehrte und ihr zugleich die Aufgabe stellte, das Volksleben in seiner Totalität und seiner charakteristischen Eigenthümlichkeit zu erfassen, während dann insbesondere für das deutsche Alterthum hauptsächlich durch Jacob Grimm, wie in einem andern Vortrag hier näher dargelegt ist, mit wahrhaft schöpferischem Geiste eine tiefere Erkenntnis begründet ward.

Unter diesen Einflüssen hat sich Dahlmann entwickelt, von dem ich zuletzt noch etwas eingehender zu sprechen habe. Denn wenn auch seine Wirksamkeit hier nur verhältnismäßig kurz dauern sollte, so ist sie doch eine für die Universität Göttingen und das Land Hannover unvergeßliche geworden.

Fr. Chr. Dahlmann war in Wismar geboren, studierte in Kopenhagen, wohin ihn verwandtschaftliche Beziehungen führten, später in Halle unter F. A. Wolf Philologie. Seine Jugend fiel in die Jahre des Uebergewichts französischer Herrschaft in Deutschland, die er schwer empfand, gegen die er einmal selbst die Waffen zu führen dachte; es war die Zeit, wo die sogenannte romantische Schule die Gemüther beherrschte, die bei vielem Einseitigen und Verkehrten, das ihr anhaftete, entschieden das Verdienst sich erworben, in

das geistige Leben der Völker tiefer einzudringen und es in seinen historischen Grundlagen zu erforschen, insonderheit auch das Interesse für das deutsche Alterthum zu beleben: Dahlmann beschäftigte sich mit den Werken der Schlegel, Tieck, Novalis, er befreundete sich näher mit H. v. Kleist, dem Dichter des Prinzen von Homburg, des Käthchens von Heilbronn und anderer Werke, die erst nach seinem unglücklichen Tod die verdiente Anerkennung gefunden. Im Jahr 1811 ward Dahlmann Docent der Philologie an der Kopenhagener Universität, schrieb über die griechische Komödie und den dänischen Dichter Oehlenschläger, beschäftigte sich aber gleichzeitig auch mit der deutschen Geschichte, insbesondere der Geschichte der sächsischen Kaiser, und war also wenigstens nicht ganz unvorbereitet für den Beruf eines Lehrers der Geschichte in Kiel, der ihm (1812) zuerst provisorisch, dann bald in der Stellung eines außerordentlichen Professors übertragen ward. Sechszehn Jahre lang hat er hier gewirkt: Schleswig-Holstein, aus dem auch seine Mutter stammte, ist ihm eine zweite Heimath geworden und wohl immer der eigentliche Mittelpunkt seines Lebens geblieben.

Es kann meine Absicht nicht sein, näher auf die bedeutungsvolle Thätigkeit einzugehen, die Dahlmann dort in Verbindung mit Männern, wie Falck, seinem Schwager Hegewisch, Welcker u. a., als Lehrer und Schriftsteller, nicht zum wenigsten aber auch als

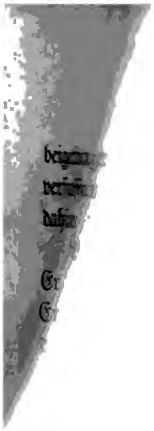
Secretär der in corporativer Einigung verbundenen und damals für die alten ständischen Rechte der Herzogthümer gegen den König von Dänemark als Landesherrn ankämpfenden Ritterschaft entwickelte: man sagt nicht zu viel, wenn man ihm einen erheblichen Einfluß darauf beimißt, daß diese Lande nun vollständig für Deutschland gewonnen sind. Aber auch an den allgemeinen deutschen Angelegenheiten hat er schon damals regen Antheil genommen, sich in der Zeit der Befreiungskriege und den ersten Jahren nachher lebhaft mit den Ideen und Hoffnungen nationaler Wiedergeburt beschäftigt. Eine Rede zur Feier der Schlacht bei Waterloo gab dem entschiedenen Ausdruck; die Kieler Blätter wurden das Organ der in gleichen Ansichten verbundenen Freunde und fanden Eingang und Beifall weit über die Grenzen der Herzogthümer hinaus. Da mußten auch hier die verhängnisvollen Karlsbader Beschlüsse den lebhaftesten Eindruck machen: sie gaben Dahlmann den Anlaß, die Zusage seiner Theilnahme an der von dem Freiherrn v. Stein angeregten Herausgabe der Geschichtsquellen des deutschen Mittelalters zurückzunehmen, da die Leitung des Unternehmens formell zum Theil in den Händen von Bundesgesandten lag, die jenen Beschlüssen zugestimmt hatten. Er hat später den Entschluß geändert, ohne seinen Ansichten untreu zu werden. Fest und ausharrend arbeitete er sein Leben lang an der Verwirklichung der nationalen Hoffnungen, die er, wie alle

politischen Umbildungen, auf den Wegen des Rechts und der Mäßigung für erreichbar hielt. Denn nicht einen gewaltsamen Umsturz, nur die nothwendige, durch den Fortgang der Geschichte gebotene Entwickelung, im Anschluß an das Bestehende, wollte er. Dahlmann war als Politiker recht eigentlich eine historische Natur, mehr als Schlözer und vielleicht selbst Spittler; aber er war nicht der Meinung, wie manche Anhänger der sogenannten historischen Schule, daß neue Geschichte keine Geschichte sei, und daß es im Leben jemals gelten könne, das Alte unbedingt festzuhalten oder gar das Untergegangene wiederherzustellen. In der Politik, die er später hier in Göttingen las und theilweise veröffentlichte, zeigt er das Streben, die Erfordernisse des modernen Staatslebens mit gegebenen historischen Verhältnissen in Ausgleich zu setzen: er ist ein Feind aller bloßen Theorie; von dem allgemeinen Begriff, von der Entstehung des Staats, worüber andere so weitläuftig zu handeln pflegen, ist bei ihm kaum die Rede. Dagegen werden die historischen Grundlagen des europäischen Staatslebens entwickelt, es wird gezeigt, wie auf ihnen eine Neuordnung der Verfassungsverhältnisse möglich und räthlich sei; und dabei wird eine Fülle feiner und scharfsinniger historischer Wahrnehmungen niedergelegt, manches freilich auch in der eigenthümlichen Weise des Autors etwas schroff hingestellt. Das Buch hat den größten Einfluß gehabt und gewiß nicht wenig dazu

beigetragen, die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit verfaſſungsmäßiger Ordnung in allen, auch den bis dahin abgeneigten Kreiſen zu verbreiten.

Aber Dahlmann war nicht bloß politiſch thätig. Er widmete ſich mit vollem Ernſt und dem beſten Erfolg ſeiner Aufgabe als Hiſtoriker. Und er ſteht da ganz auf dem Standpunkt, den die Wiſſenſchaft in dieſer Zeit gewonnen. Mit Niebuhr und Jacob Grimm war er auch perſönlich nah befreundet: mit jenem, dem Ditmarſcher von Geburt, von Holſtein her: nur kurz vor dem Tod deſſelben trennte Verſchiedenheit der politiſchen Auffaſſung die beiden trefflichen Männer; mit Jacob Grimm und dem Bruder Wilhelm ward während des Göttinger Aufenthalts die engſte und traulichſte Gemeinſchaft begründet. Jacob hat Dahlmann die deutſche Mythologie gewidmet, dem Freunde, der ſechs Jahre lang Freude und Leid mit ihnen getragen, der aber auch ſelbſt auf verwandtem Gebiete thätig geweſen, in einer ſchönen Abhandlung das Eindringen der Sage in die Geſchichte dargelegt habe.

Denn mit kritiſchen Arbeiten ſolcher Art hat Dahlmann begonnen, mit Unterſuchungen über den Vater der Geſchichte, den Herodot, den merkwürdigen däniſchen Hiſtoriker des Mittelalters, Saxo Grammaticus, der ihm eben Anlaß gab, das Verhältnis von Sage und Geſchichte, das auch Niebuhr in der römiſchen Geſchichte ſo viel beſchäftigt hatte, auf einem



andern Gebiet näher zu ergründen; in einem kleinen Aufsatz über die Selbstbefreiung Lübecks von der dänischen Herrschaft im 13. Jahrhundert setzte er die Geschichte in ihr Recht ein gegen spätere sagenhafte Ausschmückung. Außerdem beschäftigte sich Dahlmann wiederholt auch mit der Bearbeitung historischer Quellenschriften: er edierte die merkwürdige Chronik Ditmarschens von Neocorus mit einer Anzahl wichtiger urkundlicher Beilagen, später das Leben des Anskar, des ersten Hamburger Erzbischofs und Apostels des Nordens.

Die letzte Arbeit ist schon in Göttingen gemacht, wohin Dahlmann 1829 zunächst als Nachfolger von Sartorius berufen ward, mit der Verpflichtung, außer Politik und Nationalökonomie auch deutsche Geschichte zu lehren. Diese hat er, soviel ich weiß, hier zuerst wieder selbständig neben der deutschen Staats- und Rechtsgeschichte behandelt, und dafür seine Quellenkunde der deutschen Geschichte zusammengestellt (1830), die er später noch einmal in vermehrter Gestalt herausgab und dabei Gelegenheit nahm, sich kurz, wie er es liebte, über die Bedeutung dieser Vorlesung auszusprechen. „Die deutsche Geschichte", sagt er, „muß durch einen kräftigen Willen zusammengehalten werden, um als Ganzes im Vortrage etwas zu bedeuten, jetzt am allerwenigsten darf sie in ein bloßes Antiquitätenstudium ausarten, sie muß in die Gegenwart ausmünden, wo möglich mit vollerem Strome, als unser Rhein."

Die Wirkung von Dahlmanns Vorlesungen war eine bedeutende. Sein Vortrag war wohl vorbereitet, gedankenreich, zum eigenen Denken anregend; der Ausdruck, wie in seinen Schriften, gedrungen, ohne rednerischen Schmuck, aber gewählt, eindrucksvoll.

Aber Dahlmann war bald nicht bloß ein beliebter Lehrer, er war auch ein einflußreiches Mitglied der Corporation, in Ansehn bei den leitenden Behörden der Universität in Hannover, wie vielleicht seit Heyne kein anderer Professor. Sein Verhalten während der unruhigen Tage im Januar 1831 hier in Göttingen hatte ihm das besondere Vertrauen des Ministeriums und des neuen Vicekönigs, des Herzogs von Cambridge, erworben, und er benutzte es zum Besten der Universität. Um ihn und seine Freunde sammelte sich, was Göttingen an geistesfrischen, jugendlichen Kräften hatte, und neue Elemente führte er dem Kreise zu, vornemlich Gervinus, der im Jahre 1835 aus Heidelberg kam und der Geschichte und Literaturgeschichte eine neue lebendige Vertretung gab. Nicht wenige, die damals neben Dahlmann wirkten oder von ihm lernten, leben unter uns, und nicht mir kann es ziemen, von der charaktervollen, so ernsten und doch so liebenswürdigen, anziehenden Persönlichkeit des verehrten Mannes zu sprechen, den auch ich zuerst hier bei kurzem Besuch kennen lernte, und dem später näher getreten zu sein mir zu den werthvollsten Lebenserinnerungen gehört.

Noch weniger darf ich auf die politische Thätigkeit eingehen, die Dahlmann erst durch das Vertrauen der Regierung, dann als Vertreter der Universität in der Ständeversammlung gewann: es ist hinreichend bekannt, daß er den wesentlichsten Antheil an der Feststellung des Staatsgrundgesetzes von 1833 hatte, und daß dann im Jahr 1837 der Bruch der eben gegebenen Verfassung auch das Ende seiner Wirksamkeit in Göttingen war; Land und Universität erhielten damals einen Schlag, der seine Nachwirkungen wohl bis zum heutigen Tag empfinden läßt.

Es folgten für Dahlmann Jahre erst der gezwungenen Muße, dann freilich einer neuen reichen Thätigkeit als Professor in Bonn, als Vertrauensmann am Bundestag im Frühling 1848, als Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung, später auch der preußischen Kammer, Jahre, die nun gar nicht mehr in den Bereich der mir gestellten Aufgabe fallen. Ich bemerke nur, daß erst dieser Zeit seine größeren darstellenden geschichtlichen Arbeiten angehören. In der Geschichte Dänemarks, die er großentheils während eines Aufenthalts in Jena schrieb, gab er ein Muster kritisch eindringender und sorgfältig ausführender Behandlung einer Volks- und Staatsgeschichte, die durch kein Buch eines einheimischen Gelehrten übertroffen oder auch nur erreicht ist, und der auch der Däne schwerlich den Vorwurf der Tendenz oder Voreingenommenheit machen kann. Die Geschichten der beiden

großen europäischen Revolutionen, der englischen und französischen, auf Vorlesungen beruhend, die er in Bonn gehalten, sollten in populärer Weise auch weiteren Kreisen die erschütternden Ereignisse in den beiden Großstaaten Europas zur Lehre und Mahnung vorführen. Wohl hoffte Dahlmann, daß Deutschland vor einer gleichen Katastrophe bewahrt bleiben möge. „Denn", sagt er in der Politik, „jede Revolution ist nicht bloß das Zeugniß eines ungeheuren Mißgeschicks, welches den Staat betroffen hat, und einer keineswegs bloß einseitigen Verschuldung, sondern selbst ein Mißgeschick, selbst schuldbelastet." Sie blieb Deutschland nicht erspart, und Dahlmann nahm dann muthig Stellung zu derselben, suchte nicht durch sie, sondern gegen sie zu erreichen, was nach seiner Ueberzeugung Deutschland noth that.

Als es nicht gelang, kehrte er aus den Sälen der Volksvertretung auf das Katheder zurück, überzeugt, daß Pflege der Wissenschaft und politische und historische Lehre doch die beste Vorbereitung für das Leben, auch für die Neugestaltung der öffentlichen Verhältnisse sei Den eigentlichen Staatsdienst hat er nie gesucht, in Frankfurt ein Reichsministerium abgelehnt. Er hätte kaum dazu getaugt: er war dafür wohl eine zu ideale, andere werden sagen zu doctrinäre Natur. Aber was seine Wirksamkeit auch für das Leben bedeutet, zeigt wohl, daß seinem Bild ein Platz in dem Versammlungshaus des deutschen Reichstags neben dem des

von ihm so hochverehrten Freiherrn v. Stein gegeben ist. Nicht minder hat die Wissenschaft, insonderheit die historische Wissenschaft sein Andenken zu ehren. Wenn die Geschichte unserer Tage in Ranke den großen Meister kritischer Forschung, tiefer und zugleich objectiver Auffassung, anziehender und wahrhaft künstlerischer Darstellung verehrt, so wird sie in Dahlmann vorzugsweise den Vertreter der politischen und nationalen Ideen erblicken, welche sie durchdringen und beleben, welche es aber gilt, nach seinem Vorbild, mit ernster Arbeit, ungetrübtem Sinn für das Wahre und gleichmäßiger Gerechtigkeit zu verbinden. Und wie dies die Aufgabe aller wahren Wissenschaft ist, so glaube ich, darf man es insonderheit auch als den Geist bezeichnen, in dem die Georgia Augusta gegründet ist und, bei aller Mannigfaltigkeit verschiedener Richtungen, immer zu wirken gesucht hat, und den anerkannt und bewahrt zu sehen, unser aller, die wir ihr angehören, Wunsch und Streben sein muß.

Perthes' Buchdruckerei in Gotha.

Perthes' Buchdruckerei in Gotha.